

# Reise durch das glückliche Arabien.

Fortsetzung der Abenteuer der Reisenden  
Arnaud und Bayssières in Cairo, Mekka, Medina.



Herausgegeben

von

**Alexander Dumas.**

Nach dem französischen Manuscripte

von

**Dr. G. F. W. Rödiger.**

Dritter Theil.

---

**Autorisirte Ausgabe.**

---

Pest, Wien und Leipzig, 1857.

Gartleben's Verlags-Expedition.



## Abreise von Abu-Arisch. — Mein Abschied von dem Scherif Hussein.

Ich begab mich schnell in meine Wohnung zurück; ich wollte Hafza noch einmal sehen.

Unterwegs begegnete mir Jaschya. Wäre mir in Frankreich ein Freund begegnet, so hätte ich mich weinend in seine Arme geworfen; aber in Arabien, wie überhaupt unter Moslem wäre es eine Schande, eine Frau zu beweinen, geschweige eine Sclavin. Die Theilnahme eines Freundes würde meinen Schmerz gewiß gemildert haben.

»Nun, wie steht's?« fragte ich.

»Ich habe dem Scherif deinen Brief gegeben,« erwiderte er; »er las ihn und steckte ihn in den Gürtel, ohne sich im mindesten zu besinnen. Hat er Dir geschrieben?«

»Nein.«

»Dann wird er Dir schreiben oder Dich rufen lassen.«

»Das erwarte ich auch; denn ohne eine Antwort erhalten zu haben, werde ich nicht gehen.«

»Das wäre nicht recht von Dir.«

Ich zuckte die Achseln. In meiner damaligen Stimmung war mir Alles gleichgiltig; ich würde eine Gefahr mit Freude begrüßt haben, eine Gefahr wäre eine Zerstreuung für mich gewesen.

»Er ist doch immer der Gebieter,« setzte Zafschya hinzu.

»Allerdings, aber er ist doch nur ein Mensch.«

»Dieses Mal kann ich Dir nicht beistimmen; Du bist ein eigensinniger Mensch.«

»Mein Entschluß steht fest, Zafschya, spare nur deine Worte.«

Zafschya sah meine tiefe Trauer; er errieth die Ursache und brach das erste Gespräch ab.

»Willst Du nicht einen Augenblick ins Freie gehen, um Dich zu zerstreuen?«

»Nein.«

»Wir wollen zusammen gehen.«

»Ich danke.«

»Was fehlt Dir denn?«

»Nichts, ich fühle mich unwohl.«

Zafschya sah wohl, daß mit mir nichts anzufangen war, und entfernte sich.

Die Nacht kam. Hafza war um drei Uhr Nachmittags gestorben; sie sollte am frühen Morgen beerdigt werden. Ich gab Selim meine Befehle wegen des Begräbnißes; dann ging ich in mein Zimmer, wo ich einige Besuche empfing.

Man hatte offenbar den Tod der Abyssinierin erfahren und wollte mich zerstreuen.

Um sechs Uhr war ich wieder allein. Bei der armen Hafza waren einige Frauen geblieben und beteten; die Männer lasen Capitel aus dem Koran.

Am andern Morgen bei Sonnenaufgang kamen die Träger.

Die Leichen werden, in ein Tuch gehüllt, auf einer Bahre fortgetragen. Die Personen, welche den Trägern begegnen, lösen sie eine Weile ab, ehe sie weiter gehen.

In der Moschee, wo der Leichnam niedergesetzt wurde, sprach der Imam einige Gebete. Dann setzten wir unsern Weg zum Friedhofe fort.

Die Gräber sind nicht tief. Man legt die Todten so, daß der Kopf nach Mekka gewendet ist. Ueber dem Gesicht wird ein Gewölbe von Ziegeln oder Steinplatten angebracht, damit der Begrabene athmen kann, falls er nur scheinodt war. Da die Todten im Orient sehr schnell beerdigt werden, so sind die Fälle des Wiedererwachens nicht sehr selten. Die Friedhöfe sind freilich ganz offen und ohne alle Umzäunung, und die Schakale und Hyänen suchen jede Nacht nach Beute.

Ich folgte der Leiche des armen Mädchens, das mir vorausgegangen war in die unbekannte Welt, die man den Tod nennt, wahrscheinlich weil sie mich zu treu geliebt hatte.

Als ich wieder nach Hause kam, fand ich Zschya und Abd'-el-Melef. Der Scherif hatte von meinem Briefe mit ihnen gesprochen; sie versicherten, er sey sehr betrübt über meinen Entschluß.

»Hast Du dem Scherif nicht vorgestellt, daß mir das Klima den Tod bringen würde?« fragte ich Zschya.

»Allerdings,« erwiederte er; »aber der Scherif antwortete: Wenn er die Luft in Abu = Arisch nicht vertragen kann, so wähle er im Theama einen Wohnort nach seinem Gefallen; aber er muß in meinen Diensten bleiben und meine Staaten nicht verlassen.«

»Ich habe also deinen Besuch als officiell zu betrachten?« fragte ich.

»Ja.«

»Du kommst im Auftrage des Scherifs?«

»Ja, er läßt Dir den Antrag durch mich machen.«

»Gut, lieber Jaschya, antworte ihm, mein Entschluß sey unwiederrücklich; der Scherif werde gewiß bereuen, mich wider meinen Willen hier zurückzuhalten. Ich habe Feinde, man trachtet mir nach dem Leben, und Du weißt, Jaschya, was der Haß im Orient zu bedeuten hat: ich würde mein Leben hier lassen. Aber ich bin noch jung, ich zähle erst dreißig Jahre und möchte gern noch leben.«

»Hadschi hat Recht,« sagte Abd'-el-Melef.

Jaschya entfernte sich, um dem Scherif meine Antwort zu überbringen.

»Du weißt,« sagte Abd'-el-Melef, »daß Du über mich verfügen kannst, wenn Du eine Börse zur Reise und eine Lanze zu deinem Schutze brauchst. — Selim,« sagte er zu meinem Diener, »Du hast gesehen, wie es der armen Hasza gegangen ist. Nimm Dich in Acht, lieber Freund, Du könntest gleiches Schicksal mit ihr haben.«

»O! ich fürchte mich nicht,« prahlte Selim, »und wenn alle Weiber des Scherifs lauter Teufel wären.«

»Ich bezweifle,« sagte Abd'-el-Melef zu mir, »daß Dich der Scherif so fortlassen wird; deine Abreise muß wenigstens durch einen triftigen Grund gerechtfertigt seyn.«

»Auf jeden Fall,« antwortete ich, »sind meine Vorbereitungen getroffen, und in acht Tagen werde ich nicht mehr hier seyn.«

»Wirst Du zu Wasser oder landeinwärts reisen?«

»Ich weiß es noch nicht,« antwortete ich.

Ich hatte das größte Vertrauen zu Abd'-el-Melef; aber er war jung und konnte indiscret seyn. Ich wußte wohl, daß ich mich gegen den Scherif offener erklären mußte, aber ich wußte auch, daß ich auf seine Verschwiegenheit zählen

konnte. Hussein gehörte zu den Menschen, denen man nicht zu viel trauen kann.

Als ich mit Selim allein war, traf ich alle Vorkehrungen zur Abreise; ich wollte nicht binnen acht Tagen, sondern binnen vierundzwanzig Stunden Abu-Arisch verlassen. Selim mußte Alles einpacken; nur das Empfangszimmer sollte unverändert bleiben, damit Niemand etwas merke.

»Flüchten wir denn?« fragte Selim mehr beschämt als besorgt.

»Nein,« sagte ich, »sey unbesorgt, wir werden Abu-Arisch frei und offen, wie wir gekommen sind, wieder verlassen.«

Nachmittags ließ mich der Scherif um einen Besuch bitten. Ich begab mich kurz vor dem Abendgebet zu ihm.

Sidi-Ahmed war bei ihm; ihr Gespräch wurde durch mein Erscheinen unterbrochen.

»Endlich bist Du da, Hadshi!« sagte der Scherif; »Du hast Dich eben nicht beeilt.«

»Hattest Du Dich denn mehr beeilt, mir zu antworten?«

»Ich hatte nicht Zeit, aber ich schickte Jaschya zu Dir.«

»Es gibt Dinge, die man nur dem Herrn und nicht dem Diener sagen kann.«

Ahmed entfernte sich; aber man sah ihm an, daß er lieber geblieben wäre. Der Scherif hielt ihn nicht zurück, er freute sich eines lästigen Zeugen entledigt zu seyn.

Als Sidi-Ahmed fort war, befahl Hussein seinen Eunuchen, Niemand vorzulassen, Jaschya nicht ausgenommen.

»Bundere Dich nicht über meine Vorsicht, Hadshi. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber Alles, was hier ge-

sprochen und gethan wird, kommt zur Kenntniß von Personen, die es nicht wissen sollen. . . O! die Weiber! die Weiber!« sagte er mit einer Verzweiflung, die für einen Europäer etwas Komisches hatte, »es wundert mich nicht, daß das Menschengeschlecht durch ein Weib ins Verderben gestürzt wurde! . . . Doch zur Sache. Du hast mir deine Abreise angezeigt.«

»Ja, Said.«

»Warum willst Du abreisen?«

»Habe ich mich in meinem Briefe nicht deutlich genug erklärt?«

»Nein, denn Du verschweigst mir die wahre Ursache deiner Abreise; deine Gesundheit ist nur ein Vorwand.«

»Meine Gesundheit ist allerdings einer von den Gründen, die mich zur Abreise zwingen.«

»Aber nicht der einzige Grund. Du weist also meine Anträge zurück?«

»Diese Anträge sind so schön, Said, daß ich sie nicht annehmen kann.«

»Höre, Hadschi, verlaß mich wenigstens nicht ganz: begib Dich auf einige Zeit nach Khera oder Mokka; ich kann mich nicht entschließen, Dich abreisen zu lassen.«

»Said,« erwiderte ich, »Du siehst jährlich die Schaa-  
ren der Zugvögel vorüberziehen. Wenn die Stunde ihrer  
Wanderung geschlagen hat, so ist nichts im Stande, sie  
zurückzuhalten. Eben so geht es auch mir; der Wind  
treibt mich fort von Dir, und ich setze meine Wanderung  
fort.«

»Laß mir wenigstens einige Tage Bedenkzeit.«

»In solchen Dingen, Said, muß man der Umgebung  
des Augenblicks folgen. Durch längeres Zögern würdest Du



mir beweisen, daß Du gar keine Freundschaft für mich fühlst, daß ich Dir nur ein Werkzeug war, dessen Du Dich bedienen wolltest, und daß Du mich nur zurückhältst, um es Andern nicht zu überliefern.«

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Einige Secunden schienen seine Gesichtszüge zwischen Zorn und Verstellung zu schwanken.

»Was Du mir da sagst,« erwiderte er, »thut mir sehr weh. Es ist mir nicht mehr möglich, Dir zu verhehlen, welche Kämpfe ich um deinetwillen bestanden; deine Feinde sind die meinigen; wer mich deiner Gegenwart beraubt, nimmt mir den rechten Arm. Ich besitze große Macht, aber ich bin doch nicht mächtig genug, um allen uns umgebenden Intriguen zu widerstehen. Diese Intriguen sind ein Unkraut, das nicht auszurotten ist. Du wärest mir vielleicht dabei behilflich gewesen, wenn Du bei mir geblieben wärest, aber durch deine Abreise werde ich rathlos, hilflos.«

»Es ist mir unmöglich länger zu bleiben.«

»Wohlan denn,« sagte der Scherif, »wenn's nicht anders geht, so reise ab; aber vergiß nicht, daß Du gegen meinen Willen scheidest. Verzögere deine Abreise so lange wie Du kannst; dies ist Alles was ich jetzt von Dir verlange.«

»Ich werde morgen abreisen, Said.«

»Zu welcher Stunde?«

»Bestimme Du selbst die Stunde.«

»Nach Sonnenuntergang.«

Ich verneigte mich.

»Welchen Weg wirst Du nehmen? Nach dem Meere, durch die Ebene oder über das Gebirge? Alles was zur Förderung deiner Reise beitragen kann, soll zu deiner Verfügung stehen. Meine Gouverneure sollen den strengsten Befehl er-

halten, es Dir an nichts fehlen zu lassen und Dir allen möglichen Schutz zu gewähren.«

»Ich reise durch das Gebirge; diesen Theil deiner Staaten habe ich noch nicht gesehen.«

»Es ist der angenehmste Weg; Du wirst überall Dörfer und angebaute Felder finden; aber dieser Weg ist auch der ermüdendste. Uebrigens werden Dich mein Sohn und mein Neffe bis Mokka begleiten.«

»O, das ist nicht nöthig,« entgegnete ich.

»Entschuldige, daß ich Dir widerspreche. Es ist sehr nothwendig: Du würdest in den ersten zehn Stunden ermordet werden. Bedenke nur was Soliman gesagt hat.«

»Soliman ist fort.«

»Fort von Abu-Arisch allerdings, aber er kann anderswo seyn.«

»Gut, Said, ich nehme es an.«

Die Begleitung Abd'-el-Melek's bot mir einen Ersatz für die unangenehme Gesellschaft des jungen Hussein.

»Und wohin wirst Du Dich von Mokka wenden?« setzte der Scherif hinzu.

»Ich bin noch nicht entschlossen.«

»Mein Bruder Heyder wird Dich daselbst empfangen, wie ich Dich selbst empfangen würde. Du kannst so lange dort bleiben, wie es Dir beliebt. Gott gebe, daß Du Dich besinnest und in Mokka bleibst.«

Ich ließ die Einladung unbeantwortet.

»Ich werde abreisen,« sagte ich, »aber zuvor habe ich noch eine Bitte.«

»Sprich, sie soll Dir gewährt werden.«

»Ich habe Dir geschrieben; beantworte meinen Brief;

dein Schreiben soll mir als Ferman dienen, es soll Niemand glauben, daß ich wie ein Dieb davonlaufe.«

»Den Brief sollst Du morgen Früh haben. Ich will sogleich Befehl geben, Alles was zur Einrichtung deiner Karavane nöthig ist, auf morgen Abend bereit zu halten. Zafschya wird alle Geldangelegenheiten mit Dir ordnen. Wenn Du irgend etwas brauchst, so thue Dir keinen Zwang an: Alles was mein, ist auch dein; aber wie gesagt, diese Geschäfte gehen Zafschya an.«

Ich verneigte mich, um von dem Scherif Abschied zu nehmen.

»Bleibst Du nicht zum Essen bei mir?« fragte er.

»Ich danke; Du kannst leicht denken, daß ich noch sehr viele Vorbereitungen zu treffen habe.«

»Verschiebe deine Abreise nur einen Tag.«

»Einen einmal gefaßten Entschluß nehme ich nie zurück, Said; morgen reise ich ab.«

Er wiederholte seine Einladung.

»Gut, Said,« sagte ich; »ich werde bei Dir speisen.«

Ich blieb wirklich zum Essen. Aber ich nahm nur von den Speisen, die er selbst aß. Er mochte mein Mißtrauen wohl merken und ganz gerechtfertigt finden, denn er legte mir selbst vor.

Nach dem Essen zog ich mich zurück. Der Scherif sagte mir noch nicht Lebewohl.

Am andern Morgen kam Zafschya zu mir. Er brachte mir Mundvorrath, die Antwort des Scherifs, der dieses Mal das Siegel nicht vergessen hatte, und einen Beutel mit Goldstücken.

Es war Besuch bei mir. Zafschya gab mir einen Wink. Ich ging in das Nebenzimmer.

»Hadschi,« sagte er zu mir, »der Scherif war mit deiner Besoldung im Rückstande; er weiß dein Zartgefühl zu würdigen: Du hast nicht gefordert was er Dir schuldig ist. Er schickt Dir dies, es wird genug seyn, um auf dem ganzen Wege nach Mokka Kaffee zu trinken.«

Dies ist der Ausdruck, mit welchem die Araber ein Geschenk zu begleiten pflegen.

Zugleich übergab er mir einen versiegelten Brief an den Gouverneur von Mokka.

»Diesen Brief,« setzte Jaschya hinzu, »wirfst Du dem Scherif Heyder übergeben; er enthält die Befehle seines Bruders.«

Ich nahm die Geldbörse und wog sie in der Hand.

»Es ist viel,« sagte ich; »der Scherif ist mir so viel nicht schuldig.«

»Der Scherif fürchtete vielmehr, daß Du es zu wenig finden würdest.«

»Weißt Du was der Brief an den Scherif Heyder enthält?«

»Nein, aber ich vermuthe, daß Dir der Scherif die Mittel zur Erleichterung deiner langen gefahrvollen Reise bietet. Uebrigens läßt er Dich ersuchen, ihm gewisse Sachen zu überlassen, die nach deiner Abreise ein Bedürfniß für ihn werden könnten.«

»Alles was ich besitze, ist sein; er möge nur die Gegenstände nennen, die er zu haben wünscht.«

»Ein chirurgisches Besteck, ein Thermometer, ein Compaß und ein Fernrohr.«

Ich übergab dem Indier diese Gegenstände nebst einem schönen mit Silber beschlagenen Doppelgewehr, mehren Rieß Papier und einem kleinen Barometer.

Alle diese Sachen, die keinen großen Werth für mich hatten, waren für den Scherif unschätzbar.

Um die Mittagsstunde fragten mich die Karavanenführer, wann sie mein Gepäck abholen könnten. Die Karavanenführer wollten früher aufbrechen als ich. Alle ihre Reisebedürfnisse waren bereit, die Leute erwarteten nur meinen Befehl.

Ich stellte es ihnen frei, die Dromedare nach Belieben zu beladen; sie sollten mich aber zu Sâad erwarten.

Die Leute standen im Dienste des Scherif Hussein, ich hatte daher nichts zu fürchten. Anderseits gab ich dem Scherif durch Voraussendung meines Gepäcks einen Beweis meines Vertrauens.

Das Gepäck wurde sogleich abgeholt. Eine halbe Stunde nachher meldete man mir die Abreise der Karavane.

Unterdessen besuchten mich die Notabeln von Abu-Arisch. Der Sitte gemäß kamen sie zu mir, um Abschied zu nehmen und ihr Erstaunen zu erkennen zu geben. Mein Gesundheitszustand war eine genügende Entschuldigung.

Ich schrieb in der Eile einige Briefe nach Mekka, um meine Freunde von meiner Abreise in Kenntniß zu setzen und ihnen anzuzeigen auf welchem Wege sie mit mir correspondiren könnten. Sie sollten ihre Briefe nach Mascate an einen Freund, Namens Said-Ben-Kalfin adressiren. Dieser war ein Araber aus der Familie des Imam und durch seinen langen Aufenthalt in England fast ein Europäer geworden. Er sprach sehr schön englisch und war sogar Freimaurer. Ich werde später auf ihn zurückkommen, da er auf mein trauliches Verhältniß zu dem Imam von Mascate einigen Einfluß ausübte.

Kurz vor meiner Abreise vertheilte ich meine Slaven und Waffen unter meinen besten Freunden. Meine beiden Eunuchen erhielt Abd'el-Melef. Ich behielt nur Selim, Mohammed und eine Negerin, die mir als Köchin diente. Jaschya erhielt die andere Negerin.

Man freute sich ungemein; ein Anderer würde verkauft haben, was ich verschenkte.

Um drei Viertel auf acht kam der Scherif mit seiner Familie. Er stieg vor meiner Thür vom Pferde und kam in meine Wohnung. Ich war bereit und empfing ihn auf meiner Terrasse. Nach den ersten Begrüßungen gingen wir hinunter und stiegen zu Pferde.

Mehre Hofleute des Scherifs schlossen sich dem Zuge an. Jaschya ritt seinen Esel.

Der Scherif begleitete mich länger als eine halbe Stunde. Dann nahm er Abschied, und drückte dabei die Hoffnung aus, mich einst wieder zu sehen.

Er umarmte mich. Ich gestehe, daß ich mich mit tiefem Bedauern von ihm trennte. Jaschya weinte. Der Scherif und ich würden ebenfalls geweint haben, wenn es den Anwesenden gegenüber der Anstand erlaubt hätte.

„Vergiß nicht mir zu schreiben,“ sagte er, indem er mir zum letzten Male die Hand reichte; „mein Sohn und mein Nefse sind für Dich verantwortlich; zu Mokka muß Dich mein Bruder in Schutz nehmen. Lebe wohl; sey glücklich, Hadschi! vergiß nie, daß Du selbst Dich geweigert hast, mein Sohn zu seyn.“

Dann setzte er, gleichsam um sich zu betäuben, sein Pferd in Galopp und sprengte, ohne sich umzusehen, zur Stadt zurück.

Ich habe ihn nie wieder gesehen. Aber er lebt noch, und ich habe die Hoffnung, ihn wieder zu sehen, noch nicht aufgegeben.

Jaschya hatte den Kopf ganz verloren; er wußte nicht, ob er mir folgen oder mit dem Scherif umkehren sollte. Endlich entschloß er sich und folgte dem Scherif.

Der arme Jaschya war ein trefflicher Mensch; ich weiß nicht was aus ihm geworden ist.

Während der Scherif sammt seinem Gefolge nach Abu-Arisch zurückkehrte, zog ich mit meinen Begleitern gegen Saad, wo mich meine Karavane erwartete.

## Das arabische Gebirgsland. — Die Stadt Saad. — Variationen der Kaffeehäuser. —

Bei meiner Abreise von Abu-Arisch hatte ich beabsichtigt, Hodeida zu besuchen, das ich noch nicht gesehen hatte. Aber es war die Jahreszeit, wo der Südostwind mit furchtbarer Gewalt aus dem indischen Meere hervorbricht, die Meerenge Bab-el-Mandeb durchtobt und sich über das ganze rothe Meer verbreitet. Es war daher nicht möglich, mit den kleinen arabischen Fahrzeugen gegen Süden zu steuern.

Ueberdies kannte ich weder die merkwürdige Stadt Saad noch das zwischen dem 18. und 13. Grade nördlicher Breite, d. i. zwischen Saad und Mokka liegende Gebirgsland. Vielleicht konnte ich von Mokka aus in östlicher oder nördlicher Richtung einen Absteher nach Mascate oder Mareb machen.

Wer sich die Mühe nimmt, mir auf der Landkarte zu folgen, wird finden, daß ich einen Umweg machte; aber in Arabien, wo es keine Landstraßen, sondern nur von Kara-

vanen gebahnte oder von Gebirgsströmen ausgehöhlte Wege gibt, kommt es auf hundert Meilen mehr oder weniger nicht an. Für den Araber gibt es überdies weder Zeitverlust noch Kostenaufwand; er hat nie Eile, weil er kein bestimmtes Ziel verfolgt, er müßte denn einen bedeutenden Gewinn zu hoffen haben.

Ich war ein Araber geworden; ich reiste nicht in Geschäften, sondern zum Vergnügen und aus Wißbezierde. Ich war dreißig Jahre alt und hatte sechzig- bis achtzigtausend Francs in Anweisungen auf Banjanen in Mascate und auf Armenier in Bassora bei mir. Ich wußte, daß es mir in Mokka an nichts fehlen werde. Auf der weiten Landreise kamen mir die gastlichen Gebräuche der Araber trefflich zu Statzen. Ueberdies reiste ich ja in Begleitung der beiden Prinzen, und meine medicinischen Kenntnisse, wie oberflächlich sie auch waren, machten mich im Orient zu einer wichtigen Persönlichkeit.

Abd'el-Melef zumal war ein schätzbarer Reisegefährte, denn er war wegen seines Muthes und seiner abenteuerlichen Streifzüge im ganzen Gebirgslande bekannt. Der Sohn des Scherifs stand natürlich in hohem Ansehen bei allen Volksstämmen von Jemen.

Den dreißig Meilen langen Weg nach Sâad legten wir mit unsern trefflichen Pferden in drei Tagen zurück. Jeden Abend machten wir bei einem arabischen Zelt-dorfe Halt. Die Gewalt Hussein's erstreckt sich bis an die Grenze des Gebietes von Sâad. Dort beginnt eine andere, mehr moralische als materielle Macht.

Sâad wird als eine heilige Stadt betrachtet, weil sich daselbst das Grab des von Mahomed abstammenden Imam Hadie befindet. Der arabischen Sage zu Folge soll auch Hiob



in der Nähe begraben liegen. Ueberdies ist Sâad eine große, uralte, schöne Stadt, die nach der Behauptung einiger Alterthumsforscher sogar älter seyn soll als Mekka. Sie ist mit einer Mauer umgeben und hat die Thore: Bab-el-Hadie, Bab-el-Mansur und Bab-el-Kassew. Dieses letztere, das »Schloßthor« führt zu einer für Arabien nicht unwichtigen Festung. Unter den Moscheen ist die, welche das Grab des Imam enthält, die schönste.

Wir kamen gegen Abend an. Es war am 23. Januar 1844. Wie immer, war ein Diener des Scherifs Hussein vorausgeritten, und der Imam kam uns entgegen.

Ich blieb einen Tag in Sâad. Mehr Zeit brauchte ich nicht, um die Stadt kennen zu lernen. Die Einwohnerzahl schätzte ich, so weit es in einer arabischen Stadt möglich ist, auf etwa fünfundzwanzigtausend. Sâad ist die Hauptstadt des fruchtbaren Hügellandes Sahar, welches überreich an dem trefflichsten Obst, zumal an Trauben ist. Mehrere Eisenbergwerke könnten bei zweckmäßigem Betriebe einen bedeutenden Ertrag geben.

Die Einwohner sind von den übrigen Arabern des Theama durch ihr langes Haar leicht zu unterscheiden. Sie zeichnen sich überdies durch ihre Abneigung gegen Fremde aus und beschränken sich auf den allernothwendigsten Verkehr, während die übrigen Landschaften lebhafteste Handelsverbindungen unterhalten. In dieser Abgeschlossenheit erhält sich die Sprache reiner als im Küstenlande, wo sie durch den Verkehr mit Türken, Juden, Egyptern und Franken sehr viel von ihrer Reinheit verloren hat.

Sie haben in Vergleich mit andern arabischen Landschaften sehr gute Astronomen. Auch die Sitten der Sâaditen unterscheiden sich von denen anderer arabischer Städte.

Die Mädchen werden nie vor dem fünfzehnten Jahre verheirathet. Wenige Männer haben die vom Koran erlaubten vier Frauen. Viele haben nur eine Frau. Ihre Mäßigkeit ist in Arabien sprichwörtlich, und man hält sie für die Ursache des hohen Alters, das Viele von ihnen erreichen.

Die Fürsten von Sâad stammen von Hadie ab, dem gemeinsamen Stammvater mehrer Scheiks und Imams im Lande Jemen.

Sobald wir das Gebiet von Sâad verlassen hatten, kamen wir an die Grenze einer Wüste, die den Namen Amana führt. Diese Wüste besteht aus Flugsand, der vom Winde in ungeheuren Massen oft weit fortgetrieben wird. Sie führt zu dem Lande der Haschid = el = Bekel, welche man die Schweizer Arabiens nennen könnte, denn sie gehen als Söldner in den Dienst verschiedener arabischer Fürsten. Wem sie dienen, ist ihnen ganz gleich; wer am besten zahlt, erhält den Vorzug.

Wir hatten uns gegen Süden gewendet. An den Ufern der Flüsse, wo die Karavanen ihren Weg nehmen, pflegen die räuberischen Beduinen ihr Wesen zu treiben; aber wir hatten nichts von ihnen zu fürchten; wir hatten schon von Abu - Arisch eine starke Escorte mitgenommen, und überdies hatten sich in Sâad noch etwa zwanzig Kaufleute zu uns gesellt, die sich theils nach Sanâ theils nach Aden begaben. Der arabische Kaufmann ist in der That der beste Reisegefährte, den man sich wünschen kann; er ist immer trefflich bewaffnet, und vertheidigt sein Eigenthum mit großer Entschlossenheit.

Am zweiten Tage kamen wir ins Gebirge, um dasselbe bis Sefakni nicht wieder zu verlassen. Wir fanden auf diesem Zuge durch die einsamen Gebirgsthäler nicht das min-

deste Hinderniß; die Beduinen wurden durch unsere starke Escorte und durch die Anwesenheit der beiden Prinzen in Respect gehalten, und überdies wurden jede Nacht Gilboten vorausgeschickt, um alle etwa vorkommenden Schwierigkeiten zu beseitigen und für unsere Unterkunft zu sorgen. Wenn wir in einer Stadt einkehrten, so wurden wir von dem Häuptling empfangen und bewirtheet. Wenn wir bei einem Beduinenlager Halt machten, so wurden wir gastfrei und zuvorkommend aufgenommen.

Die Reise dauerte zwölf Tage, und die Hauptorte, welche wir berührten, waren Scheiwan, Schares, Schamio, Afar, Kbalan, Rid Schiun-Ors, Molsak, Dschebi, Sefakin, Kotaja und Hodeida.

Kotaja liegt schon in der Stufenlandschaft, die sich gegen das Meer hin senkt. Wir erreichten diese Stadt am 4. Februar. Am 6. kamen wir in Hodeida an.

Die Reise durch das Gebirge hatte mich ungemein ermüdet. Ich hoffte, der Wind habe sich geändert, und ich würde mich nach Mascate oder wenigstens nach Mokka einschiffen können.

Abu-Taleb, der Vater meines Freundes Abd'-el-Melef, kam uns entgegen. Ich hatte kein Empfehlungsschreiben an den Bruder des Scherifs, da ich nicht nach Hodeida zu kommen glaubte; aber ich hatte zwei lebende Empfehlungen: seinen Sohn Abd'-el-Melef und seinen Neffen Hussein.

Man hatte ein ganzes Haus zu unserer Verfügung gestellt. In Frankreich würde der geschickteste Intendant acht Tage brauchen, um ein Haus zum Empfang von Gästen einzurichten; im Orient ist das Geschäft in zwei Stunden abgethan. Man breitet Teppiche aus, wirft Polster auf die

Teppiche, stellt einen Sklaven als Thürhüter auf, zwei andere werden in die Zimmer gewiesen, um die Pfeifen zu stopfen und den Kaffeh zu bringen — und die Sache ist abgethan.

Die Speisen werden den Gästen zweimal täglich in reichem Maße zugeschickt. Eben so gastfrei behandelt man die Dienerschaft, die Pferde und Dromedare der Fremden.

Unser Haus war eines der schönsten in der Stadt. Gegenüber war das Zollamt, eines der beträchtlichsten Gebäude des Landes. Wir hatten die Aussicht auf die Rhyde, wo etwa zwanzig arabische Küstenfahrer, fünf bis sechs holländische, zwei amerikanische Schiffe und ein englisches vor Anker lagen.

Sobald wir angekommen waren, brachte man uns den Kaffeh, der in Hodeida vortrefflich ist. Der Kaffeh kommt größtentheils aus dem Lande Hadie über Beytel-Bakih, d. i. das »Haus des Armen,« oder »Haus des Gelehrten,« was in allen Ländern der Welt ziemlich gleichbedeutend zu seyn scheint.

Der größte Theil der ersten Ernte wird an den Pascha von Egypten und an den ottomanischen Sultan als Tribut geschickt. Was davon in den Handel kommt, ist von den Agenten, welche die Abgaben eintreiben, unterschlagen worden. Man sieht daher, daß man in Europa den echten Mokka eben so schwer bekommt wie den Constantinwein.

Uebrigens bereiten die Araber das köstlichste Getränk nicht aus den Kaffehbohnen, ebenso wie man versichert, daß uns die Chinesen nur den Abfall von ihrem Thee schicken. Sie bereiten es aus dem Mark, das geröstet, zerstoßen (nicht gemahlen) und mit etwas Gewürznelken und Zimmt gemischt wird. Dieser Kaffeh wird mit Farinzucker versüßt. Denn die Araber genießen durchaus keinen raffinirten Zucker, weil

sie glauben, daß man zum Raffiniren Knochen oder Blut verwendet.

Uebrigens trinken die Araber außerordentlich viel Kaffeh, sie trinken ihn zu jeder Tageszeit und zu allen Speisen. Die Weiber gehen mit den Männern in die Kaffehhäuser, Gawa genannt, die man selbst in den kleinsten Dörfern, zuweilen sogar an den durch die Wüste führenden Straßen findet.

Der neugierige, schwazzhafte Araber bleibt selten zu Hause, er verlebt den größten Theil seiner Zeit im Gawa. Jeder hat sein rothes irdenes Töpfchen von antiker Form, ähnlich den Thränenvasen, die man in den etruskischen Gräbern findet. Neben dem Töpfchen steht eine kleine Tasse ohne Henkel. Wer einen Centime zahlt, hat das Recht, den ganzen Tag im Gawa zu bleiben. Der Gawa liefert das Feuer, das Wasser und die Bänke, auf denen die Kaffehtrinker Platz nehmen. Die Iektern liefern den Farinzucker, den Kaffeh und die Gewürze. Zum Zeitvertreib flechten sie Matten, Körbe und Fächer aus Palmblättern.

Einige von den Gästen pflegen Kåad zu kauen. Dieser Genuß berauscht sie und benimmt ihnen den Appetit zum Kaffeh. Ich habe oft den Versuch gemacht, Kåad zu kauen, um einen der Genüsse des Orient gründlich kennen zu lernen; aber ich gestehe, daß ich durchaus keinen Genuß daran fand. Der Kåad ist das Blatt eines aus Abyssinien stammenden Strauchs, der vermuthlich zur Zeit der etwa sechzigjährigen abyssinischen Herrschaft nach dem Lande Jemen gebracht wurde.

Alle Kaffehtrinker und Kåatkauer rauchen, mit Ausnahme der Scherife, der Scheikhs und anderer vornehmen Personen.

In den Kaffeehäusern gibt es abgesonderte Zimmer, wo man Dattelbranntwein trinkt und gefällige Dirnen kommen läßt, die übrigens auch ungerufen erscheinen. Dabei wird Dame und Schach gespielt. Die Wohlhabenden spielen auf Schachbrettern, die den unsrigen ähnlich sind und sammt den Figuren aus Indien und China kommen. Die Armen zeichnen ein Damen- oder Schachbret auf die Erde und spielen mit Kamehlmist.

Die Gawa sind Tag und Nacht voll. Am Tage kauern die Gäste unter der Last der Hitze nieder; aber nach Sonnenuntergang wird es lebendig in dem Kaffeehause. Der Wirth ist im Allgemeinen ein anerkannt rechtlicher Mann. Wie unsern Bedientern kann man ihm Geld und Kostbarkeiten anvertrauen.

In einem guten Kaffeehause darf ein Poet oder Geschichtenerzähler nicht fehlen. Er spielt dieselbe Rolle wie der Improvisator am Molo zu Neapel. Die Vorträge werden immer in der Nacht gehalten.

Sobald die Improvisation oder Geschichtenerzählung zu Ende geht, macht ein Betteljunge, der den Poeten begleitet wie der Hund den Blinden, die Runde in der Gesellschaft, um für ihn zu sammeln. Jeder Gast gibt was er will und kann: Tabak, Brot, Kaffeh oder Käad.

Die Häuser sind fast ohne Ausnahme aus Steinen erbaut; von außen sind sie keineswegs schön, werden aber im Innern sehr reinlich gehalten. In den Wohnungen der Männer sind die Fußböden mit Matten belegt; man läßt die Schuhe vor der Thür, ehe man eintritt. Die Zimmer der Frauen hingegen sind sehr elegant mit Teppichen, Sophas, zierlichen, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegten Tischen und Schränken. Einige treiben den Luxus so weit, daß sie die

Wände und den Plafond, ja selbst einen Theil des Fußbodens mit kleinen Spiegeln bedecken. Im französischen Consulat zu Bagdad sah ich ein solches Zimmer, dessen Einrichtung wohl fünfzigtausend Francs gekostet hatte.

Alle Häuser haben mehre Stockwerke und eine Terrasse mit einer abgesonderten kleinen Wohnung, die etwa einem französischen Boudoir entspricht. Die Treppen sind nie gewunden, sondern gerade und gemeiniglich sehr breit.

Die Wohnung der Frauen ist fast immer im ersten Stockwerke. Hinter den zierlich gearbeiteten Jalousien lauschend, sehen sie was auf der Straße vorgeht, ohne selbst von draußen gesehen zu werden. Jede Jalousie hat eine kleine, mit einer Thür zu schließende Oeffnung, durch die man nicht den Kopf, aber die Hand stecken kann. Der Vorwand dieser Oeffnung sind die Almosen. Man muß einem Armen ein Geldstück oder sonst eine Gabe zuwerfen können. Durch dieselbe Oeffnung kann man freilich auch ein Billet, ein Schnupftuch oder Blumen stecken.

Diese vergitterten Fenster, die immer aus der Mauer hervorragen, sind im Innern mit Polstern und Divans besetzt, auf denen die Frauen sitzen oder liegen. Die an der Thürflanke befestigte Schnur ist immer im Bereich ihrer Hand. Wenn sie die anklopfende Person nicht gesehen haben, so fragen sie: »Wer ist da?«

Der Besucher nennt sich und die Ursache seines Erscheinens.

Wenn der Herr vom Hause abwesend ist, so erwiedert die erste Stimme: »Es ist Niemand zu Hause,« — und der Fremde entfernt sich.

Hodeida. — Der Scherif Abu-Taleb. — Von  
Hodeida nach Mokka. — Ein persisches Schiff.  
— Die Derwische und der Gelehrte.

Der Scherif Abu-Taleb war über unsere Ankunft höchst erstaunt. Er wußte gar nicht, daß ich Abu-Arisch verlassen und unter welchen Umständen ich es verlassen hatte; oder vielleicht stellte er sich nur, als ob er es nicht wüßte. Denn auf einem guten Dromedar kann ein Gilbote in drei Tagen von Abu-Arisch durch das Ibeama nach Hodeida reiten, und wir waren vierzehn Tage unterwegs gewesen. Vermuthlich war er durch den Scherif Hussein oder durch Abd'-el-Melek auf unsern Besuch vorbereitet worden.

Am folgenden Tage hatte Abu-Taleb eine Unterredung mit mir. Er hatte mich zum Essen eingeladen. Er suchte mich zu bewegen, bei ihm zu bleiben. Er wußte, welche Dienste ich seinem Bruder geleistet hatte und wie nützlich ich ihm noch seyn könnte. Aber es wäre eine Beleidigung gegen Hussein gewesen, bei einem seiner Brüder zu bleiben; ich lehnte daher alle seine Anträge ab und erklärte, daß ich Hodeida in kürzester Frist verlassen würde.

Das nächste Ziel meiner Reise war Mokka. Der Hafen war voll von kleinen Schiffen, die nur auf günstigen Wind warteten, um unter Segel zu gehen. Dieser günstige Wind konnte jeden Augenblick eintreten und mir eine Reisegelegenheit bieten.



Ich erhielt einen ganz unerwarteten Besuch — von Hadſchi Soliman, der mir das Mattengift gebracht hatte. Der freche Menſch bot mir ſeine Dienſte an, als ob nichts zwiſchen uns vorgefallen wäre. Er hatte ſich unter den Truppen Abu-Taleb's als Artilleriſt anwerben laſſen.

Als wir dem Scherif die Geſchichte erzählten, wollte er ihn fortſchicken; aber ich legte auch hier ein gutes Wort für ihn ein. Später ſollte ich ihn in Maſcate wiederfinden.

Ibrahim-Baſcha, mit dem Beinamen der »Kleine«, weil er Ibrahim's Neffe war, hatte die Verwaltung dieſes Theils von Jemen geführt. Der kluge und thätige Statthalter hatte einen Theil der Stadt neu aufbauen und Vertheidigungswerke anlegen laſſen. Außerdem hatte er, zum Nachtheil von Mokka und Dheia, den Handel mit den Gebirgsvölkern nach Hodeida gezogen. Dieſe Wahl erſchien allerdings durch den guten Hafen und das treffliche Waſſer ganz gerechtfertigt. Die Folge davon war, daß die Einwohner der einſt berühmten alten Stadt Ghaleſka, die etwa fünf Meilen von Hodeida liegt, in die Hafenſtadt herüberzogen und die Einwohnerzahl faſt verdoppelten. Ghaleſka war verödet geblieben; von den zweitauſend Häuſern waren kaum ein paar Dugend von Fiſchern bewohnt geblieben.

Hodeida war, wie alle einigermaßen bedeutenden Seeſtädte, eine Stadt der Genüſſe und Zerſtreuungen geworden. Die innere Stadt ſtand allerdings unter ziemlich ſtrenger polizeilicher Aufſicht, aber in den Vorſtädten dauerte das lärmende Treiben bis tief in die Nacht. Wenn in Hodeida längſt die Kaffeehäuſer geſchloſſen und die Straßen verödet waren, wurde in der Vorſtadt Rabat noch lange getanzt, geſpielt und geſungen.

Der fanatische Abu-Taleb, der die dreimalige Abwesenheit vom Gebet mit der Bastonade bestrafte, der die Gläubigen nicht nur durch die Muezzin zum Gebet rufen, sondern auch an ihre Thüren klopfen ließ, um die Säumigen anzueifern, bot allen Ausschweifungen in der Vorstadt bereitwillig die Hand. Er war ein schöner Mann. Seine Mutter war eine Weiße gewesen. Er war stolz und ehrgeizig, und der Scherif Hussein wußte wohl, daß er ihn nur durch Gunstbezeugungen für sich gewinnen konnte. Er hatte ihm daher das Gouvernement von Hodeida verliehen, das schönste und reichste im ganzen Theama.

Abu-Taleb, der sehr reich war, suchte es in allen Dingen seinem Bruder gleichzuthun; aber er besaß mehr Brunksucht und weniger Menschenfreundlichkeit als dieser. Bei ihm war Alles Berechnung. Er war freigebig, um einen Kreis von Anhängern um sich zu versammeln. Seine Befoldung allein betrug monatlich mehr als zweitausend Francs; dazu besaß er etwa anderthalb Millionen Francs Privatvermögen; rechnet man nun noch die ungesetzlichen Abgaben und die im Orient als pflichtmäßig betrachteten Geschenke der Europäer hinzu, so beliefen sich seine jährlichen Einkünfte auf mehr als eine halbe Million Francs, welche in Arabien mindestens so viel werth ist wie in Frankreich anderthalb Millionen. Abu-Taleb umgab sich daher mit großem Luxus. Die Vorgemächer waren mit prächtigen Waffen geschmückt. Die Fußböden waren mit den schönsten, persischen Teppichen, die Divans mit Kaschmirshawls belegt. Die Plafonds waren überall vergoldet und mit Arabesken verziert. Die Fenster waren von farbigem Glase. Sein mit Brocat überzogener Sessel ragte über den andern Stühlen hervor. Seine Kleidung stand mit dem Luxus der Zimmer

im Einklange. Er trug immer seidene, mit Gold gestickte Gewänder, die gemeiniglich nur von Frauen getragen werden. Als Kopfbedeckung trug er nicht den einfachen Fes, wie die Türken oder Araber im Hedschas, sondern ein Geflecht von verschiedenfarbigen schmalen Streifen, die sich wie ein Schachbret ausnahmen. Bei großen Festen trug er einen rothen oder grünen Turban vom schönsten Kaschmir. Sein bis auf die Füße herabwallendes Hemd war aus feinem Stoff von Trapezunt; die Aermel waren mit Seide gestickt wie die Spitzenkleider der Europäerinnen, der Kragen mit rother Seide ausgenäht. Ueber diesem Hemd trug er einen seidenen, von oben bis unten offenen Rock, der mit einem reich verzierten ledernen Gürtel festgehalten wurde. In diesem Gürtel steckt der gekrümmte Dolch, der nationale Dschembira, den die Scherife nur beim Schlafengehen ablegen. Griff und Scheide sind sehr reich verziert.

Ein Scherif verläßt seine Wohnung nie, ohne seinen Säbel in der Scheide wie einen Stock zu tragen. Die kleinsten Scherife, die Söhne, Nessen, Bettern haben ihren Säbel. Sie gehen mit ihrem Säbel zum Gebet, legen ihn aber vor sich nieder, während sie ihre Andacht verrichten. Die Klingen sind nicht alle von Damascus oder Hamadan; ich habe in Arabien französische Säbelklingen gesehen mit der Inschrift: Vive le roi! Dies waren größtentheils Säbel von Gardeoffizieren, die nach der Revolution von 1830 in egyptische Dienste traten. Die Eingebornen benutzten die Klingen, ließen aber neue Griffe und Scheiden dazu machen. Letztere sind fast immer von Silber und sehr schön ausgearbeitet. Da das Gesetz des Propheten den großen Kleiderluxus verbietet, so zeigen die

reichen und vornehmen Moslem ihren Glanz in den Waffen und Pferden. Der Scherif Hussein hatte mehre mit massivem Gold beschlagene und mit Edelsteinen besetzte Säbel. Sein Bruder, der ihn in allen Dingen nachäffte, suchte es ihm auch in diesem Punkte gleich zu thun.

Da ich sobald wie möglich abreisen wollte, so benutzte ich die erste Aussicht auf schönes Wetter, um mich auf einem persischen Küstenfahrzeuge, welches vor Mokka anhalten sollte, einzuschiffen. Ich hatte so große Eile, daß ich die übermäßige Menschen- und Waarenladung gar nicht beachtete. Das Schiff ging so tief, daß man genöthigt gewesen war, einen falschen Bord aufzusetzen, um das Verdeck gegen die Wellen zu schützen. Der Aufsatz wurde mit Pflocken und Seilen festgehalten. Es waren mindestens achtzig Passagiere am Bord; dazu mehr als zwanzig Schiffsleute. Das Schiff war für fünfzig bis sechzig Personen eingerichtet. Die Kajüte war abgetheilt, um einige von Mokka kommende vornehme Frauen zu beherbergen. Vor der Kajüte hatte man ein Leinwandzelt aufgeschlagen. Dies war von einem Dschellab und seiner Waare besetzt.

Außer einem Duzend Abyssinierinnen, von denen die älteste kaum zwölf Jahre zählte, hatte der Dschellab eine Georgierin, die sehr schön seyn sollte. Die abyssinischen Knaben mischten sich unter die Schiffsmannschaft und verrichteten verschiedene kleine Dienste. Sie hatten dabei einen doppelten Vortheil: sie machten Bewegung und erhielten bessere Nahrung.

Am Hauptmast saßen zwei Dervische im phantastischen Costüm, und neben ihnen ein »Gelehrter« mit einem Lintensaß am Gürtel. Der Gelehrte trug den grünen Turban,

der ihn als Nachkommen des Propheten und folglich als eine Respectsperson bezeichnete.

Wir — nemlich der junge Hussein, Abd'-el-Melek und ich — hatten sammt unserm Gefolge von der Campagne des Schiffes Besitz genommen. Wir hatten unsere Teppiche ausgebreitet, und in der heißen Tageszeit wurde ein Zelt ausgespannt.

Als Tischgenossen hatten wir den Steuermann und den Capitän Hädschi-Habib-Allah (das ist Pilger, Freund Gottes). Dieser war ein ungemein schöner stattlicher Mann mit langem schwarzen Bart. Zu Lande trug er ein seidenes Gewand mit reichverziertem Gürtel und einen weiß und blau gestreiften Turban. Aber am Bord machte er sich's bequem und trug nur ein weites Hemd von Rankin, mit einem weiß und blau gestreiften Gürtel und mit Stickereien am Halse und auf den Aermeln.

Dieser Nakoda — so heißt im Persischen ein Schiffscapitän — hatte, gleich meinem früheren Patron Mohammed, einen kleinen abyssinischen Neger, der sein Secretär und Rechnungsführer war.

Unsere Pferde und Dromedare wurden zu Lande fortgeschafft. Die Negerin, die ich behalten hatte, war mit an Bord gegangen und hatte natürlich unter den Slavinnen ihrer Farbe Platz genommen.

Der Scherif Abu-Daleb hatte für Lebensmittel gesorgt. Die Ueberfahrt dauert gewöhnlich nur zwei Tage, aber wir waren für eine Woche verproviantirt. Unsere Lebensmittel bestanden hauptsächlich in Reis, Datteln, Butter und Mehl. Außerdem hatten wir zwei Schafe, die am Bord geschlachtet werden sollten, und hinlänglichen Vorrath von frischem Wasser.

Auf dem zum allgemeinen Gebrauch bestimmten Wasserfaß hatten die Derwische sammt ihrem Begleiter Platz genommen. Dieses Kleeblatt löste sich jedoch bald auf: die Derwische waren von der Secte Ali's und mit Ungeziefer bedeckt; der Gelehrte war ein Sunnit, und für einen Gelehrten ziemlich reinlich.

Das schon erwähnte phantastische Costüm der Derwische bestand in weiten baumwollenen Weinkleidern, die vor Zeiten einmal weiß gewesen waren, in einer sehr weiten, aus unzähligen verschiedenfarbigen Tuchlappen zusammengeslickten Jacke, welche an die Anzüge unserer Faschingsnarren erinnerte, und in einer hohen spitzen Mütze. Um den Leib und die Schultern trugen sie Rosenkränze, deren Kugeln so groß wie Nüsse waren. Im Gürtel steckte ein sehr langer Dolch und ein kleines Beil, mit welchem sie Holz spalten und sich zugleich ein furchtbares Ansehen geben. Jeder führte drei Cocosnüsse bei sich. In der größten, die sie auf dem Rücken trugen, sind die erbettelten Gaben; eine zweite kleinere, die an der Seite hängt, dient als Trinkgefäß; die dritte, neben der zweiten baumelnde dient als Kaffeeschale.

Sie rauchten, schnupften und beteten den Rosenkranz. Sie trugen eine Menge Amulette, bestehend in Haifischzähnen, Ubersängern und verschiedenen Muscheln. Ein Löwen- oder Tigersfell, das am Tage über die Schultern geworfen wird, dient in der Nacht als Teppich. Dazu denke man sich langes schwarzes Haar und einen starken, uncultivirten Bart, blendendweiße Zähne und wahre Luchsaugen, und man hat einen Begriff von den beiden heiligen Männern, mit denen der Gelehrte nicht gern in Berührung kommen mochte.

Der eine der beiden Derwische hatte einen ledernen Sack, in welchem er mehre giftige Schlangen aufbewahrte,

um sie gelegentlich zu Gauflerkünsten zu verwenden. Seine Menagerie enthielt außerdem noch einige Duzend Scorpione von verschiedenster Größe, roth, gelb und schwarz, von denen immer einige auf seinen Händen, Armen und Wangen spazirten.

Der andere Derwisch, der auch auf seine Weise Gauflerkünste trieb, hatte keine Schlangen und Scorpione, aber eine Kanonenkugel, an welcher er einen sieben bis acht Zoll langen Nagel und viele kleine Schellen befestigt hatte. Den Nagel trieb er sich ins Auge und hielt die Kugel im Gleichgewicht wobei er mit den Schellen rasselte, etwa wie ein Bajazzo, der auf Kinn oder Nase eine Leiter balancirt.

Beide trieben die Wahrsagerkunst. Abends zündeten sie Laternen an, und nachdem sie die Passagiere und Schiffsleute um sich versammelt, gaben sie ihre Vorstellung.

Die mohammedanischen Derwische, zumal die persischen können bekanntlich ganz unbekümmert vom Kaukasus bis Banguemar, von Langer bis an die chinesische Grenze wandern; die Leichtgläubigkeit des Volkes bestreitet die Reisekosten. Und was man ihnen nicht gibt, das nehmen sie. Der Eintritt in die Harems, der sonst Niemanden gestattet ist, steht Ihnen frei. Fast jeder vornehme Türke, Perser oder Araber hat einen eigenen Derwisch, der etwa dieselbe Rolle spielt wie die Astrologen bei den Fürsten und Herren des Mittelalters. Osman-Bascha hatte einen Derwisch, Namens Ibrahim-Effendi, der mehr als dreißigtausend Francs Einkünfte hatte. Der Bascha that nichts, ohne ihn um Rath zu fragen, und wer die Gunst des Nachhabers gewinnen wollte, mußte zuvor den Derwisch zum Freunde haben. Man machte ihm daher mehr den Hof, als seinem Herrn.

Ein Derwisch, der bei dem Sultan Mahmud sehr in Gunst stand, beschloß die Vernichtung der Janitscharen.

Die reisenden Derwische sind gemeiniglich Spione, die von den orientalischen Fürsten abgeschickt sind und diesen bei ihrer Rückkehr das Resultat ihrer Beobachtungen mittheilen. Zuweilen sind sie sogar die Vollstrecker von Urtheilen, wie die Vertrauten des »Alten vom Berge.«

Die Basagiere, durch diesen Ruf und die großen und kleinen Ungeziefer der Derwische abgeschreckt, folgten dem Beispiel des Gelehrten, der sich vor ihnen zurückgezogen hatte.

Sie hatten übrigens, wie Tartüffe, eine sehr blühende Gesichtsfarbe und ein stattliches Doppelkinn.

Außer den beiden Derwischen hatten wir noch das Glück, einen Santon unter uns zu besitzen. Der arme Tropf regte sich übrigens nicht und sprach kein Wort. Er hatte sich freiwillig die Füße gefesselt und sich gewissermaßen zum Galeerensträfling gemacht. Er wurde von einer alten Frau bewacht, die ihn Sohn nannte. Dies war freilich im Orient noch kein Grund, sie wirklich für seine Mutter zu halten.

Er war fast unbekleidet und hatte daher seinen Platz am vordersten Ende des Schiffes erhalten, wo ihn die Andächtigen aufsuchen mußten. Alle Anwesenden steuerten zu seiner Beföstigung, so wie zu jener der Derwische bei.

Männer und Frauen waren durcheinander auf dem Berdeck. Die Frauen waren freilich verschleiert, wodurch sie verhindert wurden, an dem allgemeinen oder besonderen Gespräch theilzunehmen.



## Ein Sturm auf dem Rothhen Meere. — Das Lager auf der Insel Dschebel-Sokar. — Rückkehr nach Hodeida.

Wir hatten uns den 12. Februar um zehn Uhr Morgens eingeschifft. Am ersten Tage und in der ersten Nacht ging die Reise sehr glücklich von Statten. Am Bord herrschte die freudigste Stimmung. Einige fangen, Andere musiciten; hier wurde Kaffee gemacht, dort Kaad gekaut. Die Derwische rauchten Opium. Aus der Cajüte hörte man die Klänge einer Art Laute. Es war unsere Circassierin, welche die gewährte Gastfreundschaft mit einem Concert bezahlte.

Am andern Morgen ging die Sonne in einem Nebel auf, der den Capitän etwas besorgt machte. Er ließ alle Segel aufziehen, um so schnell wie möglich nach Mokka zu kommen. Er theilte mir seine Besorgnisse mit; aber er schien ein guter Seemann zu seyn und Vertrauen zu seiner Wissenschaft zu haben.

„Wenn sich der Wind um zehn Uhr nicht gedreht hat,“ sagte er, „so haben wir nichts zu fürchten.“

Um halb zehn Uhr trat völlige Windstille ein. Alle am Bord befindliche Personen waren trostlos. Gegen Mittag erhob sich ein frischer Südostwind. Dies war eben der Wind, den wir fürchteten. Der Nakoda fing an zu laviren und gegen Wind und Wellen zu kämpfen. Die See ging

sehr hoch. Die Wellen schlugen auf das Verdeck und statt vorwärts gegen Moskfa zu kommen, wurden wir nach Hodeida zurückgetrieben.

Die Weiber schrien, und ein schrecklicher Tumult entstand unter den Männern, die sich in eine Arbeit mengen wollten, welche sie nicht verstanden. Endlich ließ sich der Capitän durch den jungen Hussein Abd'-el-Melef und mich zur Umkehr bewegen.

Das Wasser drang in den Schiffsraum und das Fahrzeug sank immer tiefer. Abd'-el-Melef und der junge Hussein waren zum ersten Male auf dem Meere; sie glaubten wir Alle wären verloren, sie hatten eine entsetzliche Furcht vor dem Ertrinken. Wie die alten Pompejaner waren sie im Begriff ihrem Leben ein Ende zu machen und einen Tod zu vermeiden, der so wenig nach ihrem Geschmack war.

Die Frauen waren aus den Cajüten gekommen und liefen schreiend auf dem Verdeck umher. Die Verwirrung wurde immer größer; es war unmöglich länger die See zu halten. Der Nakoda begann mitten in dem Tumult den Kopf zu verlieren, als er sich, wie gesagt, zur Umkehr bewegen ließ. Wir Alle wollten nach Hodeida zurückkehren, aber da wir von Inseln umgeben waren und mehr als zwei Drittheile des Weges zurückgelegt hatten, so zog er es vor, an einer dieser Inseln Schutz zu suchen.

Er steuerte auf die nächste Insel los, die den Namen Dschebel-Sofar (Zuckerberg) führte und unter dem 14. Breitgrade liegt. Sechs kleinere Inseln bilden gleichsam das Gefolge der großen. Wir fanden eine kleine Bucht, wo wir wenigstens vor dem Meere Schutz fanden. Wir schifften uns mittelst kleiner Schaluppen aus. Als die Passagiere ans Land gesetzt waren, beschäftigte man sich mit der Ladung,

die getrocknet werden mußte; denn Alles war vom Meerwasser durchnäßt. Die Lebensmittel waren größtentheils ungenießbar geworden. Das Trinkwasser war zum Glück verschont geblieben.

Die Insel war unbewohnt, und mochte zwei Meilen im Umfange haben. Von Zeit zu Zeit pflegten wohl Fischer ihre Zelte am Ufer aufzuschlagen, aber das schlechte Wetter, das schon fast einen Monat dauerte, hatte das Eiland ganz verödet.

Alle Frauen waren entsetzlich seekrank, unsere beiden Prinzen ebenfalls; sie schwuren nie wieder eine Barke besteigen zu wollen. Die Gesellschaft richtete sich so gut wie möglich am Ufer ein. Aus den Segeln wurden Zelte für die Frauen gemacht. Die Männer wählten ihren Platz und bezeichneten ihn mit ihren Matten und Teppichen. Der beste Teppich war übrigens der feine, weiße Sand, der am Tage heiß und Abends angenehm lau war.

Wir landeten gegen vier Uhr Nachmittags. Das Ausschiffen dauerte bis nach Mitternacht. Jedermann, mit Ausnahme der Frauen, legte Hand ans Werk. Erst um drei Uhr Früh wurde an Schlaf gedacht.

Die Nacht war, wie immer, kalt und sternenhell. Man hüllte sich in Decken und Mäntel und wärmte sich am Feuer. Einer unserer beiden Schöpfe wurde geschlachtet, in der Erde gebraten und mit gerösteten Pataten verzehrt. Alle in Körben verpackte Lebensmittel waren verdorben und ungenießbar geworden. Zum Glück befanden sich unter der Schiffsladung etwa dreißig große irdene Krüge voll Datteln; auch Butter und Mehl hatte man in ledernen Schläuchen gut erhalten.

Alle diese Lebensmittel mochten auf etwa acht Tage ausreichen. Man hoffte freilich, dem Dschebel-Sokar noch vor Ablauf dieser Frist Lebewohl zu sagen, aber um auf Alles gefaßt zu seyn, wurden die Portionen geschmälert, zum größten Leidwesen der Neger, welche die größten Dresser von der Welt sind.

Am andern Morgen wurden die Waaren gelüftet und auf dem Strande gesonnt. In der Ferne schien die Insel ganz weiß, und diesem Anblicke verdankt sie wahrscheinlich den Namen Zuckerberg.

Unsere Lebensmittel verminderten sich zusehends in den ersten zwei Tagen, und noch immer zeigte sich kein Witterungswechsel. Ich schlug daher den beiden jungen Prinzen einen Ausflug in das Innere der Insel vor.

Keiner von der Reisegesellschaft hatte jemals die Insel betreten. Sie schien auf den ersten Anblick unbewohnt, enthielt aber vielleicht eine Bevölkerung, welche Ursache hatte sich zu verbergen. Das rothe Meer wird von Freibeutern heimgesucht, und anderseits mußten wir eine gute Wache bei den Waaren lassen.

Die beiden jungen Prinzen erhielten von dem Capitän etwa zwanzig Neger, deren jeder mit einer Lanze bewaffnet ward. Diese Neger, meist Nigritier, waren von herkulischer Kraft, sehr muthig und besonders gute Schwimmer. Drei oder vier Passagiere, ebenfalls mit Lanzen bewaffnet, gesellten sich zu uns. Nur die beiden Prinzen, Selim und ich, hatten Jagdgewehre. Mein Pulver hatte sich in einer Blechbüchse trocken erhalten.

Wir brachen gegen fünf Uhr Morgens auf und begannen den Berg zu ersteigen. Der Boden war sehr zerklüftet und bestand aus Kiesel und Kalkstein. Der Weg wurde über-

dies durch die stacheligen Mimosen sehr erschwert. Ich bemerkte auch viel Bilfenkraut.

Von einem gebahnten Wege war natürlich keine Spur. Jedermann ging, wie auf der Jagd, wo es ihm beliebte. In den ersten zwei Stunden jagten wir nur kleine Vögel, Kaninchen und Pharaonratten auf. Hier und da fanden wir ungeheure Ameisenhaufen mit großen, schwarz und weiß gefleckten Ameisen. In den Felsenspalten waren viele Bienenstöcke; ein kostbarer Fund für uns. Wir schnitten Leinwandlappen ab und befestigten sie an den Gebüsch, um die Bienenstöcke nöthigenfalls wieder zu finden. Weiterhin fanden wir Hyänen- und Schakalfährten. Dies war eine erfreuliche Entdeckung; denn wo Raubthiere sind, gibt es auch Wildpret und Wasser.

Die Neger haben bekanntlich eine große Geschicklichkeit im Verfolgen der Fährten. Bald entdeckten sie Gazellenfährten. Vor uns breitete sich ein mit wildem Hafer bewachsenes Thal aus. Ein Rudel von etwa dreißig Gazellen wurde aufgejagt. Wir verfolgten die Fährten. In der Tiefe des Thales fanden wir einen Teich, an dessen anderem Ufer sich ein senkrechter hoher Felsen erhob. Das Wasser war sehr gut. Die mit hohem Schilf bewachsenen Ufer zeigten viele Fährten von Gazellen, Raubthieren und Wasservögeln. Wir schossen einige Wasserhühner, die in großer Menge vorhanden waren, aber durch den Knall unserer Schüsse in eine weite Felsenhöhle, die sich tief in den Berg zu erstrecken schien, gejagt wurden. Wir fanden auch viele Krebse und kleine, kaum fingerlange Schildkröten.

Der Platz war höchst malerisch, und wir bedauerten nur, daß es nicht möglich war, unser Lager dort aufzuschla-

gen. Die Neger begannen die Wasserschläuche zu füllen und Stangen abzuhauen, um dieselben daran aufzuhängen.

Am ersten Tage gingen wir nicht weiter. Wir hatten Wasser und Wild gefunden, und beeilten uns, diese erfreuliche Nachricht unsern Leidensgefährten zu überbringen.

Unsere Ankunft im Lager wurde mit Jubel begrüßt; wir brachten ja Wasser, das große, von den Bewohnern des Nordens nicht genug geschätzte Bedürfniß. Selim, der leidenschaftliche Jäger, war mit einem Neger zurückgeblieben.

Ein Theil des mitgebrachten Wassers wurde zum Reinigen der vom Meerwasser bespülten Lebensmittel benutzt, und die Weiber begannen sogleich Willau und Hirsekuchen zu bereiten. Die Abendmahlzeit versetzte die ganze Gesellschaft in eine heitere Stimmung. Die Weiber sangen und tanzten, die Männer rauchten und sahen zu. Die Circassierin war ein Gegenstand ganz besonderer Huldigungen. Ein solches Fest hatte der Dschebel-Sofar gewiß noch nicht gesehen. Erst nach Mitternacht begab man sich zur Ruhe.

Selim, der bei Tagesanbruch kam, hatte zwei Gazellen geschossen. Er hatte mehr als zweihundert gesehen. Jeder begnügte sich mit einem kleinen Stück Gazellenbraten. Die Sclavinnen nagten die Knochen ab.

Am andern Morgen blieb ich im Lager, um mein Gepäck zu lüften; aber Selim, den ich mit Schießbedarf versorgte, ging mit drei bis vier Arabern und eben so vielen Negern wieder auf die Jagd. Der Capitän, der den Feich sehen wollte, ging mit.

Man drang etwa eine Meile weiter vor, als Tags zuvor, ohne jedoch das jenseitige Ufer der Insel zu erreichen. Man fand noch einige kleine Feiche, die ebenfalls von Ga-

zellen und Raubthieren besucht wurden. Selim brachte einige Gazellen, ein paar kleine Affen und mehre Sumpfvögel.

Die Rückkehr der kleinen Expedition gab das Zeichen zu einer neuen Festlichkeit. Die Passagierinnen waren etwas zutraulicher geworden, und der Dschebel-Sofar wäre höchst wahrscheinlich eine stark bevölkerte Insel geworden, wenn wir gezwungen gewesen wären, eine Colonie auf der Insel zu gründen. Einige Slavinnen hatten das Fieber, welches durch die Seefrankheit noch verschlimmert worden war. Zwei von ihnen starben; man beerdigte sie auf dem Strande dieser Insel, welche für die uns gewährte Gastfreundschaft ihren Tribut zu fordern schien.

Während die Jäger ihre Beute ins Lager brachten, blieben auch die Fischer nicht müßig. Einige angelten, Andere warfen die am Bord befindlichen Netze aus. Sie hatten übrigens viel von den gefräßigen Möven zu leiden, welche ihnen die Fische aus den Händen stahlen.

Der Fischfang war überreich. Die Fische wurden einfach auf Kohlen geröstet. Die Feinschmecker, zu denen ich sammt den beiden Prinzen gehörte, erfanden eine Sauce von Zwiebeln, Essig, Salz, Pfeffer, Ingwer und Knoblauch. Ich war der einzige Passagier, der Essig bei sich führte. Die Araber dulden den Wein, sobald er in Essig verwandelt ist. Sie fanden viel Geschmack daran und tranken ihn aus kleinen Gläsern.

Der nach Algerien, Afrika und Egypten eingeführte Wein wird für Essig ausgegeben und zahlt nur einen geringen Zoll.

Die Circassierin machte Backwerk, und die ganze Colonie ließ sich's wohl schmecken.

Der Wind blieb immer noch ungünstig. Am zehnten Tage führte ich eine neue Expedition an, welche weiter gegen Osten vordringen sollte. An dem großen Teiche wurde Halt gemacht und gefrühstückt. Das frugale Mahl bestand aus frischen Brotkuchen, einigen Datteln und Kaffeh. Gegen drei Uhr brachen wir wieder auf; wir folgten immer den Fährten der Gazellen, ohne jedoch zum Schuß kommen zu können.

Etwa zwei Stunden jenseits des Teiches rief uns einer unserer Leute. Im Sande waren Fußstapfen zu sehen. Die Neger eilten herbei und betrachteten die Fußstapfen. Die Neger kennen alle Füße, sie wissen genau zu sagen, ob die Fußstapfen von einem Neger, von einem Araber oder Europäer herrühren. Unsere Neger waren indeß nicht einig: es war weder ein europäischer noch ein arabischer, aber auch kein Negerfuß. Wir beschloßen das Räthsel zu lösen. Die Fußstapfen waren frisch, wir verfolgten sie. Auf einer Höhe angekommen, sahen wir das Meer etwa eine halbe Meile vor uns.

An der Küste bemerkten wir einige kleine Fischerbarken. Wir gingen auf dieselben zu. An ihren aus Binsen geflochtenen Segeln und an der Form ihrer Fahrzeuge erkannten die Neger die Fischer von Tuakin. Als sie uns kommen sahen, schienen sie sich zu fürchten. Man rief sich gegenseitig an, bis man sich endlich verständigte. Sie hatten eine Fahrt von fünfzig Seemeilen gemacht, um am Dschebel-Sokar zu fischen. Vom Sturm überrascht, konnten sie die Rückfahrt nicht antreten. Sie hatten ihren ganzen Wasservorrath erschöpft und kannten den Teich nicht. Der Fischer, dessen Fußstapfen wir entdeckt hatten, war in das Innere der Insel gegangen, um eine Quelle, einen Bach, eine Cisterne oder einen Brunnen zu suchen, aber er hatte kein Trinkwasser gefunden. Wir



hatten nicht zu fürchten, daß die armen Leute unsern Reichthum austrinken würden und theilten ihnen unser Geheimniß mit. Wir retteten ihnen wirklich das Leben, denn sie waren fast verschmachtet und konnten nicht an die nubische Küste zurückkehren.

Wir waren zwei Tage abwesend. Als wir wieder im Lager eintrafen, waren die Lebensmittel aufgezehrt. Mit Wasser konnten uns die Neger versorgen, aber es fehlte an Reis und Mehl. Wir blieben daher auf Jagd und Fischfang beschränkt. Unsere beiden Prinzen, die an keine Entbehrungen gewöhnt waren, empfanden diesen Mangel an den gewohnten Genüssen sehr schmerzlich. Auch der Tabak begann zu fehlen, und dies war zumal für mich eine große Entbehrung.

Am siebenundzwanzigsten Tage endlich ließ der Wind nach und schien günstig zu werden. Der Nakoda meinte, wir hätten von dem Südostwinde nichts mehr zu fürchten, und würden Abends in Mokka speisen. Wir schifften uns daher am 29. Februar bei Tagesanbruch ein.

Die Tags zuvor geschossenen Gazellen und ein Faß voll Fische waren unsere einzigen Lebensmittel. Aber was lag daran! Der Patron hatte uns ja versprochen, daß wir in Mokka soupiren sollten. Bis drei Uhr Nachmittags schien die Prophezeiung des Nakoda wirklich in Erfüllung gehen zu sollen. Wir erblickten schon die Stadt Mokka und ihren Balsmenwald, als auf einmal ein Sturm, von Platzregen begleitet, vom indischen Meere her tobte.

Dieses Mal wollte der Capitän nicht nachgeben. Er sah Mokka vor sich; er hatte versprochen, Abends dort zu seyn, und wollte Wort halten. Eine Stunde schwebten wir Alle zwischen Leben und Tod. Der Sturm hatte die Segel

zerrissen, die Raen zerbrochen, und das Tafelwerk von Palmblättern war nicht stark genug, um so heftigen Windstößen zu widerstehen. Eine Welle hob das Steuerruder aus den Angeln. Das Schiff begann sich wie ein Kreisel zu drehen.

Unterdessen brach die Nacht an. In der Dunkelheit wurde die Gefahr noch größer. Zwei Neger, die besten Schwimmer am Bord, sprangen ins Meer, holten das Steuerruder und setzten es wieder ein.

Der Nakoda wurde nun wieder gezwungen, das Schiff zu wenden und mit dem Winde zu segeln. Der Sturm trieb das kleine Fahrzeug fort wie eine Nußschale. Drei Viertel der Passagiere waren in einem kläglichen Zustande. Die Weiber hatten die Seekrankheit, die Kinder waren halb todt. Der junge Hussein gab alle Hoffnung auf, und selbst Abd'el-Melek, wie muthig er sonst auch war, beugte sich unter einer Gefahr, gegen die kein Widerstand möglich.

Das Meer tobte furchtbar. Eine Thatsache wird von der ungestümen Gewalt der Wellen einen Begriff geben. Eine Schaluppe, die wir am Schlepptau mit uns führten, wurde über das Schiff hinweggeschleudert und erschlug den Steueremann, der neben uns stand. Es würde uns nicht besser gegangen seyn, wenn wir nicht ausgestreckt gelegen hätten. Man hob den Bootsmann auf, er war todt. Der Leichnam wurde auf das Vorderdeck getragen, um ihn nach der Landung zu beerdigen. Die beiden Derwische bewachten ihn, und der fast rathlose Nakoda, der ein Opfer des »bösen Blickes« zu seyn glaubte, nahm den Platz des Steuermannes ein.

So verging die Nacht. Alle waren vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßt. Es war ein Wunder, daß das Schiff nicht an den Korallenriffen zerschmettert wurde.

Bei Tagesanbruch bemerkten wir, daß wir in der Nacht

bei Hodaïda vorbeigefahren waren und uns etwa fünfzehn Seemeilen nördlich von diesem Hafen befanden. Wir mußten daher wieder nach Hodaïda zurückkehren. Dies war aber keineswegs leicht. Unser Capitän bot alle seine Geschicklichkeit auf.

Endlich, gegen drei Uhr Nachmittags, erreichten wir die Rhede von Hodeïda, wo wir von den vor Anker liegenden Schiffen nach einer Abwesenheit von vier Wochen etwas spöttisch begrüßt wurden. Wir bestiegen das erste Boot, welches aufzutreiben war, und landeten gegen fünf Uhr.

Der Scherif erwartete uns am Hafen. Er war in großer Angst: er hatte Nachrichten von Mokka erhalten, wo man uns natürlich nicht gesehen hatte. Abu-Taleb glaubte daher, wir hätten Schiffbruch gelitten und wären eine Beute der Fische geworden. Unsere Ankunft beruhigte ihn, aber die beiden jungen Prinzen schwuren, nie wieder den Seeweg zu wählen, um sich nach einem Orte zu begeben, den man zu Lande erreichen konnte.

## Arnaud. — Betrachtungen über die Schicksale der wissenschaftlichen Reisenden.

So waren wir denn wieder in Hodeïda in unserem Dar-el-Dief, d. i. Haus der Gastfreundschaft.

Am Tage nach unserer Ankunft kam Hadschi Soliman wieder zu mir. Der Schlingel schien es wirklich auf mich abgesehen zu haben. Dieses Mal meldete er mir, ein aus dem Innern des Landes kommender Franke befinde sich in Hodeïda.

Ich fragte ihn wer der Fremde sey. Er antwortete mir, er sey Arzt und heiße Jussuf.

Diese Antwort war sehr unbefriedigend; denn im Orient führt jeder Franke, jeder Arzt, jeder Joseph den Namen Jussuf.

Ich fragte nach der Wohnung des Reisenden. Ueber diesen Punkt erhielt ich eine befriedigendere Antwort. Er wohnte bei einem mir bekannten Türken, der ebenfalls Dussuf-Ossendi hieß. Dieser Türke war sehr reich und ein großer Freund der Europäer. Er war Director des Zollamtes zu Hodeida, wo er mehre Häuser besaß.

Ich war neugierig, meinen Landsmann zu sehen, und ließ mich sogleich zu ihm führen. Zu meiner größten Freude fand ich meinen Freund Arnould, den berühmten kühnen Reisenden, der die Ruinen der uralten Stadt Saba aufgefunden hat. Ich war schon in Dschidda nach seiner ersten Reise mit ihm zusammengetroffen.

Arnould wohnte allein mit einem Diener in dem geräumigen Hause. Er lag auf einer Matte; seine Augen waren mit schwarzem Stoff bedeckt, denn die heißen auf dem Sande zurückprallenden Sonnenstrahlen hatten ihn fast geblendet. Er glaubte das Augenlicht auf immer verloren zu haben. Er war sehr niedergeschlagen. Mein Erscheinen war ein großer Trost für ihn. Er konnte mich nicht mehr sehen, aber noch verstehen. Meine Stimme machte einen wunderbaren, belebenden Eindruck auf ihn.

Er war eben von einer höchst gefahrvollen Reise zurückgekommen. Er hatte im Lande Mareb die Stelle besucht, wo einst Saba stand; er hatte mehre himjaritische Inschriften gesammelt, das alte unbekanntte Alphabet daraus zusammengestellt und zu Sana von einem Juden jeden Buchstaben in einen kupfernen Stempel stechen lassen. Um diesen Zweck zu erreichen, hatte er, wie Gaillé auf seiner Reise in Tombuktu, nicht nur den unerhörtesten Gefahren Trost geboten, sondern auch alle Martern erduldet, welche die ärgsten Fanatiker des Orients einem Christen auflegen können. Einigen

hatte er als Arzt, Andern als Knecht Dienste geleistet. Man hatte ihn oft für einen Kundschafter gehalten und sein Leben war in der größten Gefahr gewesen. Der Imam von Sana hatte sich und seine ganze Familie von ihm ärztlich behandeln lassen; aber statt ihm die Reise durch das Land Mareb zu erleichtern, hatte er ihm tausend Hindernisse in den Weg gelegt, welche Arnauld durch Muth und List beseitigt hatte.

Die Araber, welche unsere Wißbegierde nicht begreifen können, halten jeden Reisenden für einen Schatzgräber. Nach ihrer Meinung reisen die Franken in den Orient, um die Erde zu durchwühlen, die Gräber zu entweihen und die aufgefundenen Schätze fortzuschleppen. Die vornehmen Araber theilen dieses Vorurtheil, obgleich sie scheinbar darüber lachen. Der reisende Franke kann daher von keiner Classe der Gesellschaft Unterstützung erwarten, er wird vielmehr von allen gehaßt und verfolgt.

Bei seiner Rückkehr hatten ihn die Scherife verschiedener Volksstämme festgehalten, theils um seine ärztliche Kunst in Anspruch zu nehmen, theils um ihm politische Nachrichten zu entlocken. Die meisten vornehmen Türken und Araber sind nemlich mit der Lustseuche behaftet, und diese Krankheit zumal hatte Arnauld mit den Waffen der Wissenschaft zu bekämpfen.

Während seines Aufenthaltes zu Beth-el-Sakib hatte er im Kusmagebirge einen Zwitteresel gefunden und diese Naturmerkwürdigkeit für hundert Francs gekauft. Die Eingebornen ahnten nicht, welchen großen Werth dieses Zwittergeschöpf für den Naturforscher hatte; im Gegentheil, der arme Esel war für seinen Herrn eine neue Quelle der Spötereien und Schmähungen. Arnauld hatte ihn indeß sorgfältig

tig gepflegt und seine beiden Schätze, den Esel und das himjaritische Alphabet, nach Hodeida gebracht.

Aber es war keineswegs leicht, Beth-el-Fakih zu verlassen. Der Scherif Ali hielt ihn fast einen Monat mit Gewalt zurück, um sich von ihm curiren zu lassen. Der Scherif litt an einer Entzündung der Eingeweide, und Arnauld hatte nicht die nöthigen Heilmittel zu seiner Verfügung. Er nahm seine Zuflucht zu erweichenden Klystieren, nachdem er von einem Banjanen eine Spritze hatte anfertigen lassen. Aber der Scherif Ali war nicht zu bewegen, von dem Instrument Gebrauch zu machen.

Die Erzählung der Leiden, welche der arme Arnauld erduldet hatte, würde einen ganzen Band füllen. — Endlich war er durch List entkommen. Er gab vor, die zur Heilung des Scherifs nöthigen Kräuter im Gebirge suchen zu wollen, und aus dem Gebirge flüchtete er sich nach dem nur sieben Meilen entfernten Hodeida. Aber hier fürchtete er, der Scherif Ali, der Bruder Hussein's und Abu-Taleb's, werde ihn zurückfordern, und es war zu fürchten, daß der Scherif Abu-Taleb ihn ausliefern werde. Meine Vermittlung war daher von großer Wichtigkeit für Arnauld; denn er hatte schon bemerkt, daß Abu-Taleb ihn haßte, und erwartete jeden Augenblick verhaftet zu werden.

Der Wind war günstig zur Reise nach Dschidda, wohin er sich begeben wollte; aber ungeachtet seiner dringenden Bitten war es ihm nicht möglich gewesen eine Barke zu bekommen. Ich bot ihm meine Börse und meine Fürsprache an; die erstere brauchte er nicht, aber desto nothwendiger war ihm die letztere.

Ich brachte die Angelegenheit ganz offen bei dem Scherif zur Sprache. Der Argwohn Arnauld's war ganz gegrün-

det. Abu-Taleb schien meine Einmischung in diese Sache sehr ungern zu sehen.

»Du kennst also diesen Rumi (Christen)?« fragte er.

»Ja,« antwortete ich.

»Und Du nimmst theil an ihm?«

»Er ist nicht nur mein Landsmann, sondern ein großer Gelehrter und ein trefflicher Mann.«

»Wenn er so gelehrt ist, warum hat er denn meinen Bruder nicht curirt?«

»Weil dein Bruder seine Vorschriften nicht befolgt hat.«  
Er schüttelte den Kopf.

»Höre,« sagte er, »schweig von diesem Rumi; ich würde genöthigt seyn, Dir eine abschlägige Antwort zu geben.«

»Aber aus welchem Grunde?«

»Mein Bruder ist gestorben; ich habe diesen Morgen die Nachricht erhalten.«

»Es stand so geschrieben!« erwiderte ich.

Aber dieser fatalistische Spruch tröstete den Scherif nicht. Ich sah wohl, daß der Augenblick nicht günstig war, länger in ihn zu dringen. Ich entfernte mich mit dem Vorsatz mein Anliegen wieder vorzubringen, und begab mich zu Jusuf-Effendi, den die Araber Hâdschi Jusuf nannten.

Zum Glück für Arnauld hatte Jusuf den größten Einfluß auf die Bevölkerung. Er zeigte mir die Sache wie sie wirklich war. Die Lage Arnauld's war in der That sehr bedenklich, bedenklicher als er selbst dachte, obgleich er sich, wie wir gesehen, keineswegs zu täuschen suchte. Von allen Seiten erhob sich die Stimme des Volkes gegen ihn. Um seine

Subsistenzmittel auszuweisen, mußte er durch seinen Diener einen kleinen Laden im Bazar halten lassen. Dieser Laden enthielt Waaren im Werthe von zwei- bis dreihundert Francs: Wachs, Reibhölzchen, Wollkämme, Sandalen, Feuersteine und andere ähnliche Kleinigkeiten.

Unglücklicherweise brach um diese Zeit in der Vorstadt einige Male Feuer aus, dessen Ursachen unbekannt blieben. Es ist bekannt wie es bei den Feuersbrünsten im Orient hergeht; Niemand denkt ans Löschen; man sucht nur die werthvollsten Sachen zu retten, während die Weiber ein Zetergeschrei erheben. Man macht sich in dem civilisirten Europa keinen Begriff von den in Flammen stehenden Häusern, von den Weibern, die sich die Haare ausraufen und ihre Kinder forttragen, wie die Medea von Delacroix, von der ganzen Bevölkerung, die schreiend und heulend aus den Häusern hervorstürzt und das Feuer ruhig brennen läßt. Kurz, es ist eine entsetzliche Verwirrung. Dabei fehlt es gewöhnlich an Wasser. Endlich eilen Männer mit Aexten herbei und reißen einige Häuser nieder, um der Feuersbrunst den Weg abzuschneiden. Dann mischt sich das Geschrei der Hauseigenthümer unter das Heulen und Jammern der Uebrigen.

Wenn nun in einem solchen Getümmel Jemand als der muthmaßliche Urheber des Brandes genannt wird, so wird er zerrissen, ehe er im Stande ist, ein Wort zu seiner Rechtfertigung zu sprechen.

Eines Tages, als Arnauld im Bazar war, kam ein Derwisch in seinen Laden und nahm ein Packet Wachskerzen. Arnauld hatte in seinem Leben viele Derwische gesehen, und die einzelnen hatten durch das Studium der Masse keineswegs gewonnen. Er wußte mit welcher Frechheit sie sich für Heilige ausgeben und den Aberglauben des Volkes mißbrauchen,



da er aber gar keine Ursache hatte an ihre Heiligkeit zu glauben, so war er entschlossen, die Plünderung nicht zu dulden. Er forderte daher von dem Derwisch den Preis der Wachskerzen. Der Derwisch fand die Forderung sehr unziemlich und machte einen ungeheuern Lärm. Das Volk rottete sich zusammen. Aber ehe das Volk herbeieilte, hatte Arnauld dem Derwisch bereits einige tüchtige Hiebe gegeben. Diese unterhörte Behandlung war keineswegs geeignet, den Dieb zu beschwichtigen, er wurde vielmehr noch zorniger, Er kam auf den glücklichen Gedanken, Arnauld als Brandstifter anzuklagen.

Arnauld pflegte immer einen kleinen Spaziergang in die Vorstadt zu machen und dort war er überall unter dem Namen des »Rumi« bekannt. Kaum war die Beschuldigung gegen ihn ausgesprochen, so sah er wohl, daß ihm kein anderes Rettungsmittel blieb, als die schleunigste Flucht. Bis zum Hause Jussuf's brauchte er mindestens eine Viertelstunde Zeit. Der franke, fast erblindete Mann mußte schnell einen Zufluchtsort finden, sonst war er verloren. Arnauld eilte durch die krummen Gassen, die er glücklicherweise kannte, da er fast täglich in den Bazar ging, aber er wurde von Männern, Weibern, Kindern und Hunden verfolgt. Die Männer schimpften, die Weiber schrien, die Kinder freischten, die Hunde bellten. Arnauld trug Sandalen, die ihm hinderlich waren. Man getraute sich nicht, ihn zu ermorden, aber man warf nach ihm mit Steinen, Eiern, alten Töpfen, Flaschen und andern Gegenständen, die den Verfolgern in die Hände fielen.

Es war in der That ein Wunder, daß er Jussuf's Haus glücklich erreichte. Er verschloß die Hausthür; aber das immer zahlreicher zusammenströmende Volk wüthete und

tobte und verlangte den Brandstifter, den ruchlosen Rumi, der den Derwisch geprügelt hatte.

Zum Glück war Jussuf-Effendi gar nicht abergläubisch, sondern ein aufgeklärter, beherzter Mann. Er trat ans Fenster und erklärte, daß er Arnauld, der ein ehrlicher Mann und kein Brandstifter sey, unter seinen Schutz nehme und ihn gegen jede Beleidigung vertheidigen werde. Da sich das Volk nicht beschwichtigen ließ, so war Arnauld entschlossen sich dem Böbel zu überliefern, um seinen Wirth nicht preiszugeben; aber Jussuf wollte es durchaus nicht zugeben, er bürgte für Alles und versicherte, daß in einer Stunde kein Mensch mehr vor dem Hause seyn werde.

Endlich wirkten die Vorstellungen, Bitten und Drohungen Jussufs. Der Platz wurde leer. Der kleine Kaufladen Arnauld's wurde freilich geplündert und zerstört.

Der Scherif, der den Tumult hörte, erkundigte sich und erfuhr was vorgegangen war, wenn auch durch Leidenschaft und Gehässigkeit entstellt. Er schickte einige Polizeidiener zu Jussuf, um Arnauld abzuholen. Arnauld war nun nicht mehr zurückzuhalten. Jussuf begleitete ihn.

Der Weg führte wieder durch einen Theil der Stadt, und das eben auseinandergegangene Volk rottete sich von Neuem zusammen.

Arnauld und Jussuf gingen in den Palaß des Scherifs. Der Böbel wartete in der festen Ueberzeugung, Abu-Laleb werde ihm den Rumi preisgeben. Der Scherif würde es sehr gern gethan haben; aber Jussuf war da und ich eilte ebenfalls in den Palaß.

Abu-Laleb ließ Arnauld vor sich führen und nahm ihn ins Verhör. Warum war er nach Egypten gekommen?

Was hatte er im Lande Jemen zu thun? Warum hatte er sich in das Land Mareb begeben?

Arnauld antwortete, er sey von Mehemed=Ali nach Egypten berufen und zum Regimentsarzt ernannt worden; später hatte er auf dem Rückzuge von Hedschas und Jemen in Dschidda ein kleines Handelsgeschäft gegründet; sein Associates habe ihn betrogen und er sey entschlossen gewesen, sich in Sana niederzulassen, da er aber in Sana die Verhältnisse nicht günstig gefunden, so habe er die Rückreise nach Dschidda angetreten, um von dort mit Hilfe einiger Freunde in seine Heimat, nemlich nach Frankreich, zurückzukehren.

Diese letzten Worte machten den größten Eindruck auf Abu=Saleb. Die Franzosen stehen nemlich im Orient in hohem Ansehen, sie sind beliebter als andere Europäer. Er wußte wie sehr sein Bruder Hussein die Franzosen schätzte, und in Gegenwart der beiden jungen Prinzen trug er Bedenken, Arnauld sehr hart und ungerecht zu behandeln. Es wurde daher beschlossen, Arnauld im Hause Jusuf's zu lassen, bis sich eine Schiffsgelegenheit nach Dschidda für ihn finden würde.

Abu=Saleb entschloß sich sogar, zu den gerühmten Kenntnissen des Reisenden seine Zuflucht zu nehmen. Der Sherif litt nemlich an der Krankheit aller orientalischen Despoten: an vorzeitiger Erschöpfung der Kräfte. Er blieb eine kleine Weile mit Arnauld allein und verlangte eine kräftigende, belebende Arznei.

Arnauld, der an solche Klagen gewöhnt war, versprach Pillen, die er am andern Morgen schicken wollte. Meine Reiseapotheke lieferte ihm die nöthigen Arzneien dazu.

Am andern Morgen brachte er ihm die Pillen, mit de-

ren Gebrauch eine strenge Diät verbunden werden mußte. Arnauld, der sehr gut arabisch sprach, empfahl dem Scherif Mäßigung im Sinnengenuße und die Beobachtung der Vorschriften des Koran. Abu-Taleb hatte freilich nur zwei Frauen, aber ein paar Duzend Slavinnen und eben so viele Concubinen.

Der Scherif erzählte mir die ganze Unterredung, die ich übrigens schon von Arnauld selbst erfahren hatte. Ich wiederholte die Vorschriften des letztern, und gab dem Scherif die Versicherung, daß er sich bei pünktlicher Befolgung derselben sehr wohl befinden werde.

Abu-Taleb versprach es.

\* \* \*

Wir wollen Arnauld bis nach Frankreich zurückbegleiten. Vielleicht finden wir dabei Gelegenheit, über die zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reisen im Allgemeinen etwas zu sagen.

Die Unterredung zwischen Abu-Taleb und Arnauld hatte ihre Früchte getragen. Der anfangs feindselig gestimmte Scherif schien ihm gewogen zu werden, als sich sein Gesundheitszustand zu bessern begann. Arnauld mußte indeß noch lange in Hodeida bleiben, weil sich keine Schiffsgelegenheit nach Dschidda fand. Dies war ein Glück für mich; denn das Fieber, welches zu Abu-Arisch mein Leben in Gefahr gebracht hatte, kehrte mit furchtbarer Heftigkeit zurück. Arnauld eilte an mein Bett und pflegte mich.

Da ich nicht wußte, wie lange ich bettlägerig bleiben würde, so bat ich die beiden jungen Prinzen sich in Hodeida

nicht länger aufzuhalten. Sie fügten sich meinen dringenden Bitten und reisten nach Mokka, um ihren Oheim, den dortigen Statthalter, auf meinen Besuch vorzubereiten. Der Letztere hatte uns schon seit einem Monate erwartet.

Es thut unbeschreiblich wohl, in weiter Ferne von der Heimat einen Landsmann als Krankenwärter zu haben. Der Wunsch, die Muttersprache zu reden, wird dann zum unwiderstehlichen Bedürfniß, und ich bin überzeugt, daß die Hälfte der in der Fremde sterbenden Reisenden ihren Tod durch die Verlassenheit und den Mangel an Hilfe finden. Noch heute denke ich mit Freude an seine langen, traulichen Gespräche zurück. Die Krankheit ist längst verschwunden, aber nicht das Wohlgefühl, welches jene tröstende Stimme in mir erregte. Arnauld schwebt meinen Gedanken so lebhaft vor, als ob ich ihn noch von unserm theuern Heimatlande sprechen hörte. Das Gefühl, welches mich erfüllte, kann ich nur mit jener wohlthuenden Frische vergleichen, welche die Adern eines von übergroßer Anstrengung erschöpften Menschen in dem Augenblicke durchströmt, wo er sich im Schatten großer Bäume in ein frisches, klares Bad stürzt.

Meine Krankheit dauerte etwa vierzehn Tage. Arnauld blieb Tag und Nacht vor meinem Bett. Dabei erzählte er mir von seiner Reise mit einer Begeisterung, die ich nur zu würdigen wußte, da ich seine gewöhnliche Kälte und Zurückhaltung kannte. Ich wurde durch seine Schilderungen dergestalt elektrisirt, daß ich mir vornahm, dieselbe Reise zu machen.

Endlich war ich zur größten Freude Abu-Taleb's, im Stande das Bett zu verlassen.

Während meiner Krankheit hatte ich durch Jusuf Gf-

fendi Nachrichten aus Abu-Arisch erhalten. Der Scherif Hussein hatte die Hoffnung, mich wieder bei sich zu sehen, keineswegs aufgegeben; er hatte Zuffuf Effendi zum Vermittler gewählt. Aber mein Entschluß war unwiderruflich: ich hatte ein weit heftigeres Fieber, als das durch Chinin bekämpfte, ich war von der heftigsten Reifewuth befallen.

Als ich mich stark genug fühlte, um abzureisen, meldete ich meinen Wunsch, mich nach Mokka zu begeben, wo mich die beiden Prinzen erwarteten. Dieses Mal wurde fest beschlossen, die Reise zu Lande zu machen, und da ich meine Pferde schon vorausgeschickt hatte, stellte der Scherif seine Dromedare zu meiner Verfügung.

Ich reiste den 15. März ab. Arnauld blieb in voller Sicherheit in Hodeida. Der Scherif hatte mir sein Wort gegeben, ihm bei der ersten Schiffsgelegenheit zur Abreise behilflich zu seyn. Diese Gelegenheit ließ noch zehn bis zwölf Tage nach meiner Abreise auf sich warten.

Endlich segelte ein kleines Schiff nach Dschidda ab. Arnauld nahm seinen Esel und seine Inschriften mit — die einzigen Schätze, die er aus der Plünderung seiner Bude gerettet hatte.

Das Wetter war stürmisch. Das Fahrzeug war eine Art Barke, von den Arabern Saja (Courier) genannt; es mußte in der Nähe der Küste bleiben und jeden Abend in irgend einer Bucht Schutz suchen.

Die Fahrt von Hodeida nach Dschidda dauerte zehn Tage. Dort fand Arnauld den französischen Consul Fresnel, der ihn mit Sehnsucht erwartete.

Fresnel, der ausgezeichnete Gelehrte, dessen Verdienste

um die Wissenschaft so schlecht belohnt worden sind, ist bekanntlich vor Kurzem in Mossul gestorben, nachdem er den Europäern im Orient unschätzbare Dienste erwiesen. Arnauld hatte von ihm sehr wichtige Andeutungen über den zu wählenden Weg erhalten.

Arnauld brachte von seiner Reise eine wichtigere Ausbeute als Fresnel gehofft hatte; denn außer den erwähnten Inschriften und dem nach denselben zusammengestellten Alphabete hatte er in allen Ländern, die er durchreist, sehr werthvolle Notizen gesammelt. Ich war später, als ich denselben Weg nahm, sehr erstaunt, daß es ihm als Christ möglich gewesen war jene bisher unbekanntten Länder zu bereisen.

Alles dies war für den Archäologen und Geographen so wichtig, daß Fresnel an die Akademie der Wissenschaften zu Paris, deren correspondirendes Mitglied er war, einen ausführlichen Bericht darüber abstattete.

Arnauld befand sich in einem traurigen Zustande und er mußte sich beeilen in ein anderes Klima zu kommen. In Dschidda blieben alle Heilungsversuche fruchtlos. Es wurde beschlossen, daß sich Arnauld zuerst nach Alexandrien und von da, wenn es der Generalconsul für angemessen hielt, nach Frankreich begeben sollte.

Fresnel und seine Freunde in Dschidda sorgten daher für seine Ueberfahrt und gaben ihm die dringendsten Empfehlungen an den Consul in Cairo.

In Cairo verschlimmerte sich sein Zustand. Man schickte ihn nach Alexandrien. Der dertige Generalconsul, der Marquis Lavalette, ein höchst intelligenter Mann, nahm sich seiner freundschaftlich an und sorgte für seine Ueberfahrt.

Die Nähe des Heimatlandes schien den Todkranken neu zu beleben; er fühlte sich bedeutend besser, als er in Marseille landete. Die Inskriften und das Alphabet hatte er schon an die Akademie geschickt. Er war, wenn ich mich nicht ihre, aus der Gegend von Montpellier; er kam glücklich in seiner Heimat an, und fand seine Verwandten wieder. Sein Gesundheitszustand besserte sich zusehens, und sein Gemüth wurde wieder heiter. Seinen Bruder hatte er seit fünfzehn Jahren nicht gesehen.

Die Akademie stattete einen günstigen Bericht ab: das hinjaritische Alphabet wurde sammt den Inskriften gedruckt. Arnauld begab sich nach Paris. Der Zwitteresel wurde eine Zierde des Jardin des Plantes, ich habe ihn selbst dort gesehen, und glaube, daß er noch dort ist.

Arnauld erfreute sich einer zuvorkommenden Aufnahme und blieb zwei bis drei Monate in Paris. Man schätzte ihn als einen eben so verdienstvollen als bescheidenen Mann, der außerordentlich viel gethan hatte und seine Kenntnisse bereitwillig mittheilte.

Die Regierung schickte ihn als Vertreter ihrer politischen und Handelsinteressen in die am rothen Meere gelegenen Länder. Arnauld reiste wieder ab und entledigte sich seines Auftrags in sehr ehrenvoller Weise. In Egypten gesellte er sich zu unserem Freunde Bayssières.

Im Jahre 1849 fanden wir drei uns in Paris wieder zusammen. Er stattete von seiner Reise Bericht ab und brachte eine herrliche Sammlung von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Muscheln und Pflanzen mit. Arnauld und Bayssières waren damals im Streit mit der Direction des Jardin des Plantes, die ihnen, wie sie behaupteten, einen zu geringen Preis für



die mitgebrachten Naturmerkwürdigkeiten bot. Ihr Aufenthalt dauerte indefs länger als sie erwartet hatten und sie sahen sich genöthigt, die der Regierung verweigerten Gegenstände an Privatpersonen zu verkaufen. Die Regierung nahm sie jedoch den Käufern um einen weit höhern Preis wieder ab.

Die Sache war noch unerledigt, als ich Paris wieder verließ. Ich begab mich nach Tunis in der Absicht, Afrika vom mittelländischen Meere bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung zu durchwandern. Ich wünschte ihnen zum Abschiede einen glücklichen Erfolg, den sie in reichem Maße verdient hatten. Aber mein Wunsch brachte ihnen kein Glück; denn ungeachtet aller Bemühungen ging ihnen nichts nach Wunsch. Nach meiner Rückkehr im Jahre 1853 erfuhr ich, daß Arnould bei seinem Bruder in Philippeville lebe. Bayssières hatte eine Reise an den weißen Fluß unternommen; am Ende 1855 war er noch dort und schoß Flußpferde, Giraffen und Elephanten. Er hat unter dem Titel: »En Abyssinie« ein sehr günstig aufgenommenes Bruchstück dieser Reise veröffentlicht.

Arnould und Bayssières geben in der That ein trauriges Beispiel von dem Schicksal der Reisenden, der Missionäre der Wissenschaft, welche, ohne das himmlische Ziel der Missionäre des Glaubens zu verfolgen, so oft dasselbe Ende haben wie diese: das Märtyrerkthum. Man werfe nur einen Blick auf die Meere von Oceanien, auf die afrikanischen Sandwüsten. Cook wurde auf Owaïhi ermordet. Lapeyrouse verschwand im westlichen Archipel des großen Oceans. Levaillant opferte Vermögen und Gesundheit, um als Lügner verschrien zu werden. Mungo Park ist im Innern von Afrika spurlos verschwunden. Bruce opferte sein im Handel

erworbenes Vermögen, um die Quellen des Nil zu entdecken, und starb im Wahnsinn. Gaille war der Erste, der bis Tombuktu vordrang, nachdem er zehn Jahre mit Hindernissen und Leiden aller Art gekämpft hatte. Er kehrte nach Frankreich zurück und erhielt von der geographischen Gesellschaft zehntausend Francs, die ihn kaum vor dem Verhungern schützten. Dudney starb in Sudan am Fieber. Einer der Brüder Lander fiel am Ufer des Niger. Der Major Lin und Denham drangen bis Nigritien vor, um nicht wieder zurückzukehren. Richardson kam bis an den Tschadsee und starb. Sainte-Croix-Bajot liegt in Mokka begraben; Victor Jacquemont in Bombay; Honnaire de Hell in Isipahan. Mesan wurde an der Küste von Zanguebar gemartert. Franklin fand im nördlichen Eismeer den Tod. Bellot, der ihn suchte, ist nicht zurückgekehrt. Arnauld fristet bei seinem Bruder ein elendes Leben.

So könnte man noch hundert andere Reisende nennen; es ist eine lange und traurige Liste. Gott gebe Ruhe den Todten und Muth den Lebenden! Das Werk muß gefördert werden trotz des Undanks der Regierungen, der Verdächtigungen engherziger Zeitgenossen und der Theilnahmslosigkeit des Publicums.

Von Hodeida nach Mokka. — Die Gräber der Erschlagenen. — Ein Raubansatt. — Grabmäler der Häuptlinge und Marabus. — Beth-esekih. — Kaffeepflanzungen und Kaffeehandel.

Wir wenden uns nach dieser kurzen Abschweifung wieder auf die von Hodeida nach Mokka führende Landstraße, wo ich mich am 15. März mit den Dromedaren Abu-Faleb's befand. Eine kleine Karavane von Kaufleuten hatte sich zu mir gesellt, um des unmittelbaren landesherrlichen Schutzes, unter welchem ich stand, ebenfalls theilhaft zu werden.

Wir brachen, wie immer, nach Sonnenuntergang auf. Unser Weg führte durch die Vorstadt Rabat, die eine einzige lange Straße bildet, aber einen wichtigeren Markt hat, als die Stadt, weil die Kaufleute keinen Zoll zu bezahlen haben. Dann kam eine große mit Rabaks und Mimosen bedeckte Ebene, die wegen der vielen Mordthaten, die an den Reisenden verübt werden, sehr übel berüchtigt ist. Selten zieht eine Karavane unangefochten vorüber.

Wir waren übrigens gewarnt und auf jeden Angriff vorbereitet. Der Scherif hatte mir eine Escorte von fünfzehn Mann mitgegeben, und die Karavane bestand aus etwa zwanzig Kaufleuten. Wir waren gut bewaffnet und auf unserer Hut.

Der Weg war gut, aber so schmal, daß wir hinterein-

ander reiten mußten. Bald brach die Nacht an, seitwärts hörten wir das Brausen der Wellen. Selten legten wir eine Viertelmeile zurück, ohne einige Steinhaufen, an denen man Begräbnißplätze erkennt, zu finden. Diese Grabhügel werden immer größer, denn jeder Reisende hält es für eine religiöse Pflicht, einen Kieselstein darauf zu werfen. Nach der Höhe dieser Grabhügel kann man die Zeit der Beerdigung des ermordeten Reisenden ungefähr berechnen. Fast immer steht bei einem solchen Steinhaufen ein kleiner, mit Fegen behängter Baum, der in diesem bunten Gewande wie ein Naibaum ausieht. Diese Fegen sind die Gaben der Weiber, die von ihrem Hemde, von ihrem Rock oder Schleier ein Stück abreißen, um es auf dem Altare des Todes niederzulegen.

Die Geschichte der Ermordeten, die am Wege schlummerten, war bekannt. Die Leute der Escorte sagten untereinander oder zu uns: »Hier ist der und der ermordet worden.« Dann nannte man auch die Ursache des Todes: in den meisten Fällen war's Diebstahl, zuweilen Eifersucht oder Raufereien.

An die Gräber der Ermordeten knüpften sich die verschiedensten Vorurtheile. Zu gewissen Stunden der Nacht kommen die Gespenster daraus hervor und mancher Araber behauptet, daß er Geister und Dschins gesehen habe. Wer sich in der Nacht an einem solchen Orte beikommen ließe zu pfeifen, würde sogleich in den Verdacht kommen, die Todten heraufzubeschwören oder den Teufel zu citiren; man würde ihm augenblicklich Schweigen gebieten.

Unsere Dromedare waren treffliche Kenner; aber wir konnten nur sehr langsam reiten; ein Dromedar das laufen

soll, muß nicht nur vor sich, sondern auch auf beiden Seiten viel Mann haben.

Von Zeit zu Zeit verstärkte sich unsere Karavane. Ein Reiter zu Pferde oder auf einem Dromedar kam plötzlich zum Vorschein, ohne daß man wußte woher er kam, ritt zehn Minuten oder eine Viertelstunde mit uns, wechselte mit den Soldaten einige Worte und verschwand eben so schnell und unerwartet wieder wie er angekommen war.

Diese Reiter, die sich uns angeschlossen, waren ohne Zweifel Plänkler: aber sie hatten einen genügenden Vorwand und man konnte ihnen nichts sagen. Für ihr plötzliches Verschwinden hatten sie freilich keinen Vorwand; aber wenn sie einmal fort waren, hatten wir keine Zeit mehr, mit ihnen anzubinden.

Der Rahib, der die Escorte commandirte, forderte uns auf, unsere Schießgewehre bereit zu halten. Diese Einladung richtete er insbesondere an die Araber, welche Luntengewehre hatten und daher nicht so schnell schußfertig waren. Sie tragen diese wie Peitschen geflochtenen Lunten im Turban. Man verfertigt sie aus Baumrinde, welche die Stelle des Feuerschwamms vertritt. Man schneidet, je nach Bedürfniß, ein mehr oder minder langes Stück ab.

Der Gebrauch dieser Schießgewehre ist begreiflich mit Gefahr verbunden. Oft geht das Gewehr los, ohne daß es der Schütze will, und die Folge davon ist die Verwundung oder Tödtung eines Kamehls oder eines Menschen in der Karavane.

Bald nach dieser Warnung sagte mir der Rahib:

»Ich übertrage Dir den Befehl über meine Leute, ich

will vorausreiten, denn ich glaube, wir werden bald einen Angriff auszuhalten haben.«

Ich stellte ihm vor, daß es sehr unbesonnen von ihm sey, da man ihn an seiner Uniform für einen Offizier des Scherifs erkennen und ihn ergreifen würde; aber er antwortete:

»In unserer Lage ist Berwegenheit die größte Verſicht.«

Er ritt voraus und verschwand sogleich in der Dunkelheit.

Nach einer Viertelstunde hörten wir einen Schuß und gleich darauf einen zweiten. Es war kaum zu bezweifeln, daß man auf den Nahib geschossen und daß er den Schuß erwidert hatte.

In der Nacht, in einer menschenleeren Ebene, zumal unter den Verhältnissen, in denen wir uns befanden, bleibt man nicht ganz ruhig, wenn man schießen hört.

Wir ritten schneller. Bald kamen wir an einen Kreuzweg und fanden den Offizier, der sich gegen fünf bis sechs Reiter wehrte. Alle ritten Dromedare. Die Gegner des Offiziers hatten ihre Gesichter geschwärzt, um nicht erkannt zu werden.

Der Offizier war verwundet und vom Dromedar gefallen. Neben ihm lag die völlig entkleidete Leiche eines Beduinen.

Wir sprengten im Galopp herbei. Die Räuber nahmen die Flucht und versuchten den Offizier mitzuschleppen. Mehrere Schüsse fielen; ob sie aber trafen, ist zu bezweifeln; man schoß mehr auf Schatten als auf Menschen.

Wir hörten das Geschrei der Fliehenden. Einer von ihnen hatte den Offizier vor sich auf sein Dromedar gesetzt, und die Uebrigen riefen ihm zu, er solle den Gefangenen tödten. Aber der Nahib — Ali war sein Namen — war nicht geneigt, sein Leben wohlfeil zu verkaufen; er hatte seinen Dolch gezogen und wehrte sich tapfer.

Ich ließ acht Mann beim Gepäck zurück, und mit den übrigen sechs Soldaten eilte ich den Fliehenden nach.

Die Räuber hatten indeß den doppelten Vortheil der Ortskenntniß und der Dunkelheit.

Zwei Soldaten bemerkten den Araber, der den verwundeten Offizier fortschleppte; ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen sahen die beiden Männer mit einander ringen. Sie bolten ihn ein, griffen ihn an, nahmen ihn gefangen und führten ihn sammt dem Offizier im Triumph zurück.

Die Uebrigen kämpften in verschiedenen Richtungen, man hörte die Schüsse, die sich immer weiter entfernten, ein Beweis, daß die Räuber immerfort flohen.

Ohne uns um den Todten zu kümmern, setzten wir unsern Weg fort. Wir waren bereits zu weit von Hodeida entfernt, um dahin zurückzukehren, und der Zustand Ali's erbeischte schnelle Hilfe. Er hatte im rechten Arm eine Schußwunde und unter dem Schulterblatt einen Lanzenstich. Es war daher am besten, eilends das nächste Dorf zu erreichen.

Bald kamen wir an das trockene Bett eines Bergstromes, der den Namen Uadi-Abassi führt. Am andern Ufer steht ein einsames Kaffehaus. Dort machten wir Halt, um

die Karavane und unsere noch zurückgelassenen Genossen zu erwarten.

Es war etwa Mitternacht, als wir vor dem Kaffehause abstiegen. Wir lagerten uns um ein großes Feuer, nachdem wir dem schwerverwundeten Offizier vom Dromedar geholfen.

Unglücklicherweise hatte ich nur Leinwand, Wasser und Salz bei der Hand. Ich hatte wohl meine Lancetten bei mir, aber eine Aderlaß war nicht nothwendig. Die Kugel war durch den Arm geschlagen, daher hatte ich mich um das Herausziehen derselben nicht zu kümmern. Ich machte in der Eile Schienen aus Palmzweigen, die ich zusammenband und ihm um den Arm legte, nachdem ich den zerschmetterten Knochen möglichst gerade gerichtet und die Splitter herausgenommen hatte. Ich legte Charpie auf die Doppelwunde und umwickelte ihm den Arm.

Der Lanzenstich war eine zwar schmerzhaft, aber keineswegs gefährliche Wunde.

An dem Kreuzwege, wo wir ihn eingeholt hatten, war er von fünf bis sechs Beduinen angegriffen worden; einer derselben hatte ihn durch den rechten Arm geschossen. Die Waffe war ihm aus der Hand gefallen; aber er hatte mit der linken eine Pistole aus dem Gürtel gezogen und seinen Gegner niedergeschossen.

Alle waren nun auf ihn losgestürzt, und er hätte der Uebermacht erliegen müssen, wenn wir nicht dazugekommen wären.

Wir blieben drei Stunden in dem Kaffehause, welches wie der Fluß den Namen Abassi führt. Inzwischen waren



auch die Nachzügler angekommen. Die Soldaten, welche die Räuber verfolgt hatten, brachten einen andern Gefangenen und das Dromedar des verwundeten Offiziers.

Aber es fehlten zwei Mann. Es wurden Signalschüsse abgefeuert, aber Niemand antwortete. Später fand man die beiden Leichen, denen man die Köpfe abgeschnitten und zwischen die Füße gelegt hatte. Diese Leichen waren von den Hyänen und Schakalen schon halb verzehrt.

Um drei Uhr Früh brachen wir wieder auf. Bei Tagesanbruch befanden wir uns in einer angebauten, aber von Schluchten und Hohlwegen zerklüfteten Gegend; hier und da sah man ein kleines Dorf, weidende Schafe und Kameelheerden, von Zeit zu Zeit auch die weiße Kuppel eines Grabmals, welches zu Ehren eines Häuptlings oder Marabu errichtet war.

Jedes dieser Grabmäler ist eine Art Hospiz, das von einem Verwandten des Verstorbenen und von einem Bevollmächtigten der Familie bewacht wird. Der Reisende findet daselbst Obdach, Speise und Trank, und hat dafür an dem geweihten Orte ein Gebet zu verrichten.

Einige dieser Grabmäler sind Stiftungen reicher Leute zu Ehren irgend eines Heiligen.

Die Reisenden können drei Tage verweilen und unentgeltlich zehren. Es gibt im Lande Jemen Leute, die sehr weite Reisen machen, ohne Geld auszugeben; sie wandern von einem Grabmal, von einem Heiligen zum andern.

Wir ließen das Dorf Drehmi rechts liegen; denn Ali hatte die Absicht erst in Beth-el-Felih Halt zu machen.

Die Landschaft wurde immer reizender und stärker be-

völkert. Die Landbewohner waren schön, kräftig und dem Anschein nach wohlhabend. Hübsche Mädchen mit den Gazellenaugen boten uns lächelnd Milch und andere Erfrischungen; Fellahs ackerten mit jenem einfachen Pflug, der wohl seit Abraham keine neue Form bekommen hat. Man glaubte in einem jener fabelhaften Länder zu seyn, welche nach der Schilderung der Dichter weder der Sünde noch dem Tode zugänglich sind.

Gegen Mittag kamen wir nach Beth-el-Fekih (in der wörtlichen Bedeutung: Haus des Gelehrten). Ein sehr hübsches Städtchen am Abhange eines von Bananen und Kokospalmen beschatteten Hügel. Diesen letztern kostbaren Baum fand ich hier zum ersten Male auf meiner Reise im Lande Jemen.

Mitten durch die Stadt fließt der „Kaffeefluß“ (Uadi Koa). In der That ergießt sich wie ein unerschöpflicher Strom aller Kaffee des Landes Jemen durch die Stadt. Die geographische Lage ist 14.<sup>30</sup> nördlicher Breite, und 40.<sup>44</sup> östlicher Länge.

Die Stadt verdankt ihren Ursprung einem heiligen Sumiten, Namens Achmet-Ibn-Mussa („Achmet, Sohn des Moseß,“), der außerhalb der Stadt unter einem zierlich gebauten Dome begraben liegt.

Die Umgegend ist ungemein fruchtbar; Zuckerrohr, Kaffeebäume, Baumwollstauden, Hirse, Mais, Flachs, Hanf, Indigo, Mohn gedeihen vortrefflich. Man sieht große Rosenfelder, deren Blumen eingesammelt und destillirt werden.

Alle europäischen Mächte haben hier ihre Vertreter. Alle Kaffeehändler in Marokko, Egypten, Syrien, Mascate, Bassora, Söyaban, Bombay, Calcutta machen hier ihre Ein-

käufe. Ich habe in dieser kleinen Stadt, die höchstens fünfzehntausend Einwohner zählt, ein halbes Duzend Millionäre gekannt.

Die Bevölkerung besteht aus Arabern, Banjanen und Juden. Einige Gebäude der Stadt stammen aus der schönsten Zeit der arabischen Baukunst. Auf der Höhe steht eine starkbefestigte Citadelle, die einer mittelalterlichen Burg sehr ähnlich ist. Diese Citadelle bewohnte der Scherif Ali als Statthalter; er war vor Kurzem gestorben und sein Nachfolger war der Scherif Amr, sein Neffe, ein junger Mann von kaum fünfundzwanzig Jahren.

Außer der Familie Ali's und des neuen Scherifs, außer den Weibern und Sclavinnen und der Besatzung sind noch fünf- bis sechshundert Sträflinge in der Citadelle. Diese Gefangenen gehen nicht in Ketten, sondern sind mit Eisenstangen aneinander gefesselt. Als wir an ihnen vorübergingen, streckten sie die Hände aus und baten um Brot und Tabak. Die meisten dieser Unglücklichen hatten kein anderes Verbrechen begangen, als dem Stärkern, Mächtigen mißfallen zu haben.

Auf dem Wege zur Citadelle sah ich mehrere herrlich Springbrunnen, von Rußbäumen, Cypressen und Tamarinden beschattet. Man kann das Wasser entweder durch ein kleines kupfernes Rohr auffaugen oder aus einem festgeketteten Becher trinken.

Fast alle diese Springbrunnen waren mit kufischen \*) Inschriften verziert. Das Wasser war köstlich.

\*) Eine alte Schriftform des Arabischen, von der Stadt Kufa im Paschalik Bagdad so genannt. Die kufische Schrift blieb  
Dumas, Arabien. III.

Auch sehr schöne Moscheen sind in der Stadt; nur eine einzige hatte ein Minaret. Die arabischen Gelehrten behaupten, daß diese Moscheen aus den frühesten Zeiten des Islams stammen; andere versetzen deren Erbauung sogar bis in das Zeitalter Abrahams zurück! Thatsache ist, daß die Stadt im siebenten Jahrhundert der Schauplatz eines Kampfes gegen die heidnischen Volksstämme war. Ali blieb Sieger.

Einer andern Sage zu Folge soll zu jener Zeit das erste Haus erbaut worden seyn: das Haus eines Schreibers, dessen ganzer Erwerb im Copiren des Korans bestand. Daher soll der Name »Haus des Gelehrten« kommen.

Dieses Haus wird noch jetzt gezeigt und ist für die frommen Moslim ein heiliger Ort. Nach beinahe zwölf Jahrhunderten gibt es noch Nachkommen des Schreibers, welche die Bilger empfangen und ihre Gaben annehmen!

Die Straßen sind, wie in Cairo, eng und frumm, zum Schutz gegen das helle Sonnenlicht und die Hitze; die etwas breiteren sind mit Binsenmatten überspannt. Jedes Haus hat ein oder zwei Stockwerke, eine Terrasse und einen Garten mit einem Kiosk.

Die Einwohner sind vielleicht die gastfreiesten im ganzen Lande Jemen. Ich fand unter ihnen mehr Bildung und Geselligkeit als in allen andern arabischen Städten.

Der Kaffehhandel ist, wie schon erwähnt, sehr bedeutend. Von Beth-el-Fekih allein werden jährlich fünfunddreißig- bis vierzigtausend Säcke ausgeführt.

lange die herrschende, bis sie von der jetzigen verdrängt wurde.

Anmerkung des Uebersetzers.

Jenseits Abassi und etwa eine halbe Meile von Beth-el-Fetih findet man die ersten Kaffeepflanzungen. Je höher man ins Gebirge kommt, desto ausgedehnter werden diese Pflanzungen, welche, wie der Weinbau am Rhein, die Thätigkeit der Landbewohner fast ausschließlich in Anspruch nehmen.

Die Kaffeepflanzungen erheben sich terrassenförmig am Abhange der Hügel. Die Terrassen sind mit besonderen Steinen aufgemauert. Oberhalb der Pflanzung ist ein Wasserbehälter, der mit den sinnreichsten Vorkehrungen gefüllt wird. Das Wasser fließt in kleinen Rinnen ab und vertheilt sich durch die ganze Pflanzung.

Eine in der Blüthe stehende Kaffeepflanzung bietet einen höchst reizenden Anblick. Die auf der höchsten Spitze fahlen Berge sind an den Seiten, bis zum Fuß hinab, mit üppigem Grün und duftigen Blüthen bedeckt.

Die Kaffeelernte ist von ähnlichen Festen begleitet, wie bei uns die Weinlese. Der Häuptling eines Volksstammes gibt das Zeichen dazu und Jedermann legt Hand ans Werk. Zuerst wird der Kaffeebaum geschüttelt; die reifen Bohnen fallen ab wie die Sicheln oder Buchenkerne. Der von dem Schütteln abfallende Kaffee, der sorgfältig eingesammelt wird, ist der beste und theuerste. Dann kommt der abgeschüttelte, der die zweite Sorte bildet; endlich der abgepflückte, der das schwächste Aroma hat und an Jedermann zu billigen Preisen verkauft wird. Die feinste Sorte hingegen kommt selten nach Europa; sie wird vom Sultan und von den Großen des Landes in Beschlag genommen. Die zweite Sorte ist schon leichter auszuführen; sie gilt bei uns für die feinste.

Mit dem Kaffeebau geht es übrigens wie mit dem Wein-

bau: das eine »Gewächs« ist besser, feiner, aromatischer als das andere, so wie eine Rheinweinsorte der andern, ein Bordeauxwein dem andern vorzuziehen. Das hängt theils vom Boden und theils von der Lage der Pflanzung ab.

Der Scherif Amr erwartete uns. Er war uns einige hundert Schritte von der Citadelle entgegengekommen. Er kannte meine frühere Stellung bei seinem Oheim Hussein, und nahm mich auf, als ob ich noch in dessen Diensten stände. Ueberdies waren mir die beiden Scherife, seine Vettern, vorausgeeilt, und dies hatte ihm einen hohen Begriff von meiner Wichtigkeit gegeben.

Abends nach Sonnenuntergang hatten wir Militärmusik. Aber was für Musik!

Am andern Abend, nach sechsunddreißigstündigem Aufenthalt zu Beth-el-Kefih reisten wir weiter. Unsern Verwundeten ließen wir bei dem Scherif. Ich hatte ihm Geld gelassen, um ihm gute ärztliche Pflege zu verschaffen. Ich weiß nicht was aus dem armen Teufel geworden ist.

Der Scherif gab uns eine neue Escorte mit. — Wir wandten uns nun südwärts, gegen Sebid. Die zwölf Meilen lange Straße zwischen Beth-el-Kefih und Sebid führt durch eine Wüste, die nur von einigen kleinen Weilern bevölfert ist.

Ein weiter Raum war vor und um uns; wir konnten daher schneller reiten als bisher. Um elf Uhr Abends rasteten wir in einem aus sieben bis acht Hütten bestehenden Weiler. Die Leute ziehen mit ihren Heerden oft weit weg und lassen ihre Hütten leer. Hier fanden die Thiere ihr Futter in einem mit Kirschlorbeerbäumen bepflanzten Flußbett.

Um ein Uhr nach Mitternacht brachen wir wieder auf. In der Morgendämmerung sahen wir Gazellenheerden, welche sich, ihr Futter suchend, unter die Schafe und Kamehle mischten. Die Hirten fangen auf diese Art viele Gazellen. Von Zeit zu Zeit jagten wir auch Hasen auf. Sie und da zogen Schakale, ihre Beute verfolgend, nahe an uns vorüber. Die arabischen Hasen sind kleiner als die europäischen und werden von den Arabern nicht gegessen; ich schoß indeß einige und ließ sie mir mit Selim wohl schmecken.

Gegen acht Uhr frühstückten wir in dem sehr hübschen Dorfe El-Mahad, im Hause des Scheikh, der uns sehr gut bewirthete. Auch einige andere angesehenere Einwohner des Ortes steuerten zu unserer Bewirthung bei, und diese Gastfreundschaft kostete zwei Schafen und einem Duzend Hühnern das Leben.

**Die Stadt Sebid. — Fortsetzung der Reise. —  
Karavan-Etikette. — Das Städtchen Hoas und  
die Citadelle. — Der Scherif. — Ein Zigeu-  
nerlager.**

Zu der gewöhnlichen Stunde brachen wir wieder auf. Wir hatten bis Sebid nur noch einmal Halt zu machen.

Bei Sonnenuntergang sahen wir die mit lackirten Ziegeln gedeckten Minarets der Stadt schimmern. Bald sahen wir in der Ferne auch die Stadt, die so weiß aussah, als ob sie aus Kreide erbaut wäre. Die Araber haben nemlich die Gewohnheit, nach dem Ramadan ihre Gebäude mit Kalk zu übertünchen.

Es war finstere Nacht, als wir in Sebid ankamen. Aber es waren Reiter vorausgeeilt, um uns bei dem Scherif Sâleh zu melden.

Der Scherif Sâleh war der Nefte Hussein's; wir blieben daher immer in der Familie.

Ungeachtet der späten Stunde erwartete uns der Scherif am Stadthor und begleitete uns in die Citadelle.

Sebid ist der Sitz einer arabischen Hochschule; die Hauptgegenstände des Unterrichts sind: Auslegung des Korans, Mathematik, Astronomie und Arzneifunde. Die Schüler sind nicht ausschließlich Araber, sie kommen aus allen



mohamedanischen Ländern, sie kommen aus Nubien, Egypten, Zanguebar, Mascate &c.

Die alten Stadtmauern waren zum Theil eingestürzt, die Citadelle war das einzige widerstandsfähige Festungswerk. Wie zu Beth-el-Fekih, sind schöne Springbrunnen in den Straßen. Der Gebirgsstrom, der die Stadt mit Wasser versorgt, tritt in der Regenzeit aus, er wird so breit wie der Nil und befruchtet den ganzen, aus etwa zwanzig Dörfern bestehenden Bezirk Sebid.

Man findet hier die besten Pferde, die stärksten Maulthiere und Esel der ganzen arabischen Halbinsel.

Die Friedhöfe bieten einen überaus reizenden Anblick durch die prächtigen Cypressen und hohen Tamarinden, um welche sich Weinreben und andere Schlingpflanzen schlängeln.

Sebid ist die größte Stadt des Theama und am meisten geeignet, den Reisenden zu fesseln. Die Straßen sind so sauber wie in einer europäischen Stadt. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa zwanzigtausend. Die Bevölkerung treibt Handel und Ackerbau. Es gibt nicht leicht einen Ort, wo die verschiedensten Früchte so gut gedeihen wie zu Sebid. Ich habe nirgends so gute Melonen und Trauben gegessen wie hier. Einige Traubengattungen haben gar keine Kerne. Ich habe Trauben gesehen, die fünf und zwanzig bis dreißig Pfund schwer waren.

Wie zu Beth-el-Fekih ist die Bevölkerung gastfrei, gesellig, duldsam. Sie theilt sich in mehre Secten. Die Sunniten sind am zahlreichsten.

Die Aufnahme welche wir fanden, war eben so ehrerbietig und zuvorkommend wie zu Beth-el-Fekih; man merkte wohl, daß eine starke Macht uns mit ihren schützenden Fittigen bedeckte.

Wir brachen denselben Abend mit einer neuen Escorte auf. Jeder von uns nahm eine Portion Mehl, Datteln und Wasser mit, denn wir hatten eine ziemlich große Wüste vor uns.

Wir ritten die ganze Nacht hindurch. Gegen elf Uhr begegnete uns eine von Mokka kommende starke Karavane. In der Wüste ruft man sich an wie auf dem Meere, wir knüpften ein Gespräch an und erfuhren, daß die Karavane sich nach Sâad begab. Die aufrichtigen Fragen werden eben so aufrichtig beantwortet; ich habe nie gehört, daß bei solchen Gelegenheiten eine absichtliche Täuschung stattgefunden hätte. Wenn sich zwei Karavanen den Krieg erklären, so schicken sie Herolde an einander ab, ehe sie die Feindseligkeiten beginnen.

Gegen Mitternacht ritten wir durch einen breiten reisenden Strom. Eine Menge Wasservögel, durch unsere Karavane aufgeschreckt, flogen mitten unter den Lorbeerbäumen auf. Die Ufer schienen sehr fruchtbar zu seyn.

Gegen zwei Uhr nach Mitternacht hörten wir Hundegebell und einige Feuer deuteten auf menschliche Wohnungen, oder wenigstens Lagerplätze. Wir ritten auf das Feuer zu, machten jedoch einen Umweg um die Hütten, um nicht geradezu vor den Thüren zu erscheinen.

Wir hatten es mit wohlhabenden Leuten zu thun. Rings um das Lager sahen wir große Heerden von Schafen, Eseln und Kamehlen.

Unsere Annäherung hatte die Leute geweckt und sie setzten sich in Verteidigungsstand. Einer kam auf uns zu, um zu wissen wer wir wären. Der Führer meiner Escorte ging ihm entgegen.

Nachdem sie einige Worte gewechselt und sich zu erken-

nen gegeben hatten, kehrte jeder zu den Seinigen zurück. Unser Habib sagte, wir könnten weiter reiten. Die Hunde gaben knurrend ihre Einwilligung.

Wir fanden die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber, Kinder, auf den Füßen. Die Weiber ließen unsere Kamehle niederknien und einige der angesehensten Männer hoben uns aus dem Sattel.

Ein leiser eigenthümlicher Laut genügt, um die Dromedare zum Niederknien zu bringen. Man befindet sich dann auf einem Abhange von sechzig bis fünfundsiechzig Grad. Man muß sich daran gewöhnen, aber man gewöhnt sich erst daran, wenn man schon einigemale über den Kopf des Thieres hinabgestürzt ist.

Die schlecht abgerichteten Kamehle schreien beim Niederknien und dieses Geschrei ist nicht nur höchst unangenehm, sondern in manchen Verhältnissen auch gefährlich, weil es die Araber von der Anwesenheit einer Karavane in Kenntniß setzt; daher kosten die Dromedare und Kamehle, welche diesen Fehler nicht haben, gemeiniglich ein Drittel mehr als die andern.

Sobald sie liegen, bindet man ihnen die Knie zusammen, damit sie nicht wieder aufstehen; man wirft ihnen Stroh vor oder gibt ihnen Datteln oder Gerste.

Das Kamehl wiederkäut die ganze Nacht, wie der Ochse.

Wir waren von Kälte erstarrt. Man warf neues Reisholz auf das Feuer und wir wärmten uns. Dann bot man uns Honig, Butter und frisches Brot. Ich begnügte mich mit einem Stück Brot, welches ich in Kamehlmilch tunkte.

Als wir gegenseitig einiges Vertrauen gefaßt hatten, wurde von Politik gesprochen. Die politischen Gespräche der

Araber drehen sich immer um die drückenden Steuern und um den Staatschatz, der sie ausplündert.

Man erfuhr, daß ich Arzt sey. In wenigen Augenblicken hatte ich eine ganze Schaar Patienten. In Arabien ist ein Arzt gleichbedeutend mit Zauberer. Einige fragten mich um Rath, andere verlangten Liebestränke.

Man führte einen Ausfägigen und einige Blinde her. Ich war leider weder ein Prophet noch ein Wunderthäter, um die Unglücklichen heilen zu können.

Die jungen Mädchen waren sehr schön. Die Araberinnen der Nomadenstämme sind im Allgemeinen wohlgestaltet. Aber es befanden sich unter der ganzen Bevölkerung mehr Kranke als Gesunde. Sie leiden insbesondere an Augenkrankheiten, Ausfag und veralteten Wunden.

Um vier Uhr Morgens nahmen wir Abschied von unseren Wirthen. Die Männer begleiteten uns beinahe eine halbe Meile und wünschten uns zum Abschiede alles mögliche Glück.

Dieser Volksstamm befand sich noch in dem patriarchalischen Zustande, welcher in der Bibel beschrieben wird. Man sah wohl, daß diese Nomaden mit Fremden noch wenig oder gar nicht in Berührung gekommen waren.

Als es Tag war, jagten wir viele Gazellen auf. Sie hatten Junge. Wir verfolgten sie auf unsern Dromedaren und fingen fünf oder sechs.

Es war im März, aber gegen eils Uhr wurde die Hitze unerträglich. Da wir aber in der Nähe von Hæß waren, so wollten wir nicht Halt machen. Eine Stunde nachher kamen wir in dieses Städtchen, welches am Abhange eines Berges

erbaut ist. Auf dem höchsten Punkte steht die Citadelle, wo ein Scherif wohnt. Jeder Scherif im Lande Samen ist näher oder entfernter mit Hussein verwandt.

Wir befanden uns im Anfange einer weiten Ebene, welche durch viele kleine Gebirgsbäche bewässert wird, so daß wir Feldfrüchte jeder Art um uns sahen.

Wir begaben uns zu dem Scherif, welcher mir in seiner kleinen Festung zwölf schöne bronzene Kanonen, das Eigenthum Hussein's, zeigte. Diese schönen Geschütze waren von den Türken vergraben und im Stich gelassen worden; aber Hussein hatte den Schatz gewittert und ausgraben lassen. Die Kanonen waren auf starken Paffeten.

Die Stadt Häes grenzt an das Gebiet von Sana; sie hat weder Mauern noch Thore, aber die Citadelle ist ziemlich fest und die Kanonen können das Feld jenseits der Stadt bestreichen.

Denjelden Abend brachen wir wieder auf. Die Gebirgskette nöthigte uns, eine schräge Richtung gegen das Meer zu nehmen. Die ganze Nacht ritten wir durch eine von Bergströmen sehr zerrissene Wüste. In jeder Regenzeit pflegt sich das von den Bergen herabstürzende Wasser ein neues Bett in dem Sande aufzuwühlen, und oft werden große Felsenstücke bis weit in die Ebene herabgewälzt.

Auf den ersten Anblick scheint das Land nicht so dürr und unfruchtbar, wie es wirklich ist. Es gibt in dieser Wüste einige Dasen, deren Gräser so hart sind, daß sie von den Thieren verschmäht und nur im äußersten Nothfall gefressen werden. Diese mit Gestrüpp bewachsenen Dasenwimmeln von Perlhühnern, Repphühnern, Hasen und Schakalen. Die Horn-

schlangen sind sehr häufig; wir hörten, daß sich diese giftigen Reptilien zwischen die Füße unserer Kamehle schlichen, aber zum Glück wurde keines gebissen.

Auf halbem Wege kamen wir mitten in ein Zigeunerlager. Die armselige Schaar hatte keine Zelte, keine Hütten, kein Obdach; nur einige magere Lastthiere graseten unweit des Feuers, um welches sich die Zigeuner gelagert hatten. Die Zigeuner treiben im Orient dieselbe Industrie wie in Europa: sie prophezeien, brauen Zaubertränke, flechten Körbe und schnitzen hölzerne Löffel. Wenn die Gelegenheit sich darbietet, so stehlen sie auch. Für sie scheint das Sprichwort: Gelegenheit macht Diebe, eigens gemacht zu seyn. Die Zigeunerinnen waren schön und üppig gebaut, aber mit Lumpen und Ungeziefer bedeckt.

Die Zigeuner werden im Orient wie in Europa von der öffentlichen Meinung verfolgt. Die Araber nennen sie Dschingali.

Sie waren sehr erschrocken, als sie uns bemerkten. Wir glaubten anfangs, als wir das Feuer in der Ferne sahen, in der Nähe eines arabischen Nomadenstammes zu seyn. Wir wurden daher sehr enttäuscht, als wir die lumpige Schaar erblickten.

Wir hielten nur eine kleine Weile an, um unsern Thieren eine kurze Ruhe zu gönnen, und ohne unser Gepäck aus den Augen und unsere Hände aus den Taschen zu lassen.

Ein Karavanserai. — Ein neuer Prophet. —  
Die Stadt Mokka. — Empfang bei dem Scherif.

Gegen neun Uhr Abends kamen wir in ein großes, sehr reizend in einem Balmenwalde gelegenes Dorf.

Seit Tagesanbruch hatten wir das Meer, dem wir uns näherten, am äußersten Horizont gesehen.

Auf dem glänzenden Silberstreifen unterschied man einige gegen Norden segelnde Schiffe.

Wir stiegen vor einem sehr großen, aus Bambus und Rohr erbauten Karavanserai ab. Dieses seltsame Gebäude bildete einen ungeheuern Dom, so groß wie die Kuppel der Sophienkirche zu Constantinopel. Rings um das Gebäude, an den äußeren Wänden waren vielleicht einhundert Nischen angebracht. Jede Nische diente einem Kaufmann als Wohnung.

Das Innere ruhte auf Balmenstämmen und der ganze Bau war ungemein leicht und zierlich, zugleich aber so stark, daß er vielleicht schon zwanzig Jahre dem Samum und den tropischen Regengüssen Trotz geboten hatte.

Alle Waaren standen unter dem Schutz des Wirthes, welcher wiederum unter der strengen Aufsicht des Scheikh stand.

Am Eingange befand sich ein Kaffehhaus, und diesem gegenüber eine Barbierstube. Auf dem geräumigen Hofe wurden alle Kamehle, Maulthiere und Pferde untergebracht.

Mehre für die Kaufleute bestimmte Zellen waren leer,

und wir nahmen bis zur Stunde der Mahlzeit von denselben Besitz.

Gegen elf Uhr erschien der Scheikh persönlich mit seinen Dienern, um uns die Speisen zu bringen. Diese bestanden aus gesottenem Hammelfleisch, Bilau, Datteln, frischer und saurer Milch. Die saure Milch wird mit Aneis und Kümmel gewürzt; die Araber halten diese Gewürze für ein Schutzmittel gegen das Fieber.

Unsere Thiere wurden ebenio reichlich besorgt wie ihre Herren.

Der Scheikh blieb mit seinen Sclaven in ehrerbietiger Entfernung stehen, während wir aßen, und erst auf meine dringende Einladung kauerte er sich neben uns nieder.

Solche Mahlzeiten dauern gewöhnlich eine Viertelstunde. Man ißt ohne zu trinken. Nach der Mahlzeit trinkt die ganze Gesellschaft aus einer einzigen Tasse, so wie man aus einer einzigen Schüssel gegessen hat. Die Höflichkeit erfordert, daß man die Tasse nicht ganz austrinkt und dem Nachbar den Rest überreicht. Die Spanier und insbesondere die Spanierinnen haben diese Gewohnheit, welche sie ohne Zweifel von den Arabern angenommen, bis in unsere Zeit beibehalten.

Nach dem Essen wurde der Kaffeh sammt den Pfeifen gereicht und das Gespräch begann.

Der Scheikh und die Einwohner des Ortes sprachen viel von einem angeblichen Propheten, welcher sich für den von Mohammet angekündigten »Mahadi« ausgab. Dieser Mahadi ist der Messias, das ist die zweite Erscheinung Christi auf Erden.



Dieser Prophet und seine Jünger wohnten in dem Dorfe Dschobla. Er machte Profelyten, predigte den Krieg gegen die Scherife und insbepondere gegen den Imam von Sana, den er einen Usurpator nannte. Er gab sich für einen Nachkommen Ali's aus.

Es war das erste Mal, daß wir von ihm hörten. Die Leute meinten, der Mahadi werde das ganze Land erobern. Von dieser wahrscheinlichen Eroberung wurde bis sieben Uhr Abends gesprochen. Dann brachen wir wieder auf.

Das ganze Theama oder Küstenland ist vor Zeiten ohne Zweifel das Bett eines Meeres gewesen, so daß das jetzige rothe Meer etwa um ein Drittheil breiter war. Alle Beobachtungen, welche ich auf der Reise gemacht, hatten mich in dieser Meinung bestärkt. Ueberall hatte ich an den Seiten der Berge so zu sagen die Umrisse der Wellen gesehen. Ueberall hatte ich Muscheln gefunden: ein sicheres Zeichen, daß sich einst das Meer bis an die Gebirgskette erstreckt haben mußte. Ueberdies hatte ich überall dünne Salzsichten auf dem Sande wahrgenommen. Außerdem wurde die Thatsache noch durch zwei Erscheinungen bestätigt: durch die magere Vegetation und den salzigen Geschmack des Wassers.

Wir befanden uns nun auf dem Wege, der sich durch das ganze Küstenland von Aden bis an den obersten Theil des arabischen Meerbusens erstreckt. Wir hatten das Meer etwa zwei Stunden auf der rechten Seite.

Je näher man dem Meere kommt, desto dürrer und sandiger wird der Boden. Eine Menge Wasservögel durchzog schreiend und pfeisend die Luft.

Nach einem zweistündigen Marsche machten wir Halt, um unsere Thiere ausruhen zu lassen, und ohne abzustiegen

begannen wir ein Gespräch mit den Einwohnern eines kleinen Hirtendorfes.

Je näher wir der Stadt Mokka kamen, desto lebhafter wurde die Straße; man sah, daß man in der Nähe einer Handelsstadt war. Wir begegneten einigen kleinen Karavanen, welche gegen Norden zogen. Wie gewöhnlich sprachen wir einander an und dann setzte jeder seinen Weg fort.

Die Araber pflegen unterwegs beständig Lieder zu singen. Der Solostimme antwortet der Chor und klatscht dabei in die Hände. In der Nacht hat dieser Gesang einen gewissen Reiz.

Der Mullah oder Karavanenführer reitet einen Esel. Die Karavanen werden immer von einem Esel angeführt; die Kameele, mit dem Schweife aneinander gebunden, folgen in einer Reihe. Der Mullah gibt immer das Zeichen zum Anhalten und reitet fünfzig Schritte voraus, um den Mullah einer entgegenkommenden Karavane anzureden.

Außer den Karavanen begegneten uns Couriere, welche an uns vorbeigaloppirten und uns in der Eile den muslimännischen Gruß oder die Stunde oder eine Neuigkeit zuriefen. Von Zeit zu Zeit sah man auch berittene Sicherheitsagenten, welche die Straße bewachen und für die Ruhe und Sicherheit der Karavanen sorgen.

Die häufigen Gebeine von gefallenem Kamehlen, welche man unterwegs sieht, geben den Beweis, wie belebt diese Straße ist.

Vor Sonnenaufgang rasteten wir nur einige Minuten in einem Dorfe. Wir wollten die Morgenkühle benutzen und brachen bald wieder auf.

Um neun Uhr Morgens stiegen wir vor einem Caravanserai ab. Dieselbe Scene wie auf der vorigen Station wiederholte sich. Der Scheikh brachte uns die Speisen, das Volk versammelte sich um uns und begaffte uns, und der Prophet Mahadi bildete wieder den Hauptgegenstand des Gespräches.

Wir brachen beim Beginn der Nacht wieder auf, denn nur in der Nacht ist es möglich, in Theama zu reisen.

Wir hatten nur noch sieben Meilen bis Mokka. Die Straße wurde immer belebter. Unsere Karavane selbst war außerordentlich groß geworden. Bei unserer Abreise hatten wir kaum dreißig Personen gezählt und jetzt waren wir mehr als zweitausend. Unsere neuen Reisegefährten waren Pferdehändler, Milchverkäufer, Geflügel- und Dattelnhändler, zum Theil ganze Familien. Alle ritten auf Pferden, Kamehlen, Eseln oder Maulthieren. Die ganze Karavane bot einen höchst malerischen Anblick.

Bei Tagesanbruch, zu der Stunde, wo der Schein der Sterne vor der Morgenröthe zu erblaffen beginnt, bemerkten wir die Stadt Mokka am äußersten Horizont.

Mokka besteht aus zwei Theilen: aus der befestigten und der offenen Stadt. Wir konnten nur in die offene Stadt einziehen, denn die Thore der andern waren noch geschlossen. Die Thore werden erst nach Sonnenaufgang geöffnet, und man öffnet nur die in dem Hauptthor befindliche kleine Pforte.

Die ersten Leute, welche in die Stadt kommen, sind die Milchmädchen und Wasserträger.

Die offene Stadt ist ungemein malerisch. Die meisten Häuser sind von Bambus und mit Gärten umgeben. Es sind

darin etwa zweihundert öffentliche Harems, dreißig Caravanserais und eine Menge Kaffehhäuser. Hier ist das eigentliche Leben von Mokka, und wie überall gibt sich das Leben durch Bewegung kund.

Ein großer Fluß, Wadi-el-Kebir genannt, kommt aus den etwa vier Meilen entfernten Bergen und bewässert einen Palmenwald und die Gärten von Mokka.

Oberhalb der Stadt ist eine alte Citadelle, welche als Gefängniß und Strafhaus dient. Die Anhöhe, auf welcher die Feste liegt, ist ganz von Palmen beschattet, wodurch dieser Theil der Stadt einen ungemein reizenden Anblick erhält.

Mokka ist die eigentliche Hauptstadt des Theama und sollte auch die Residenz des Scherifs Hussein seyn. Aber Hussein wohnt lieber zu Abu-Arisch, wo seine Vorfahren gewohnt haben. In Folge seiner Abwesenheit ist der Scherif Heyder mehr als Statthalter. Er ist eigentlich Vicekönig.

In der offenen Stadt ist ein großer Brunnen, welcher beide Stadttheile mit Wasser versorgt. Die Kamehltreiber schöpfen das Wasser in großen irdenen Krügen und tragen es in die Häuser.

Wir stiegen vor einem Karavanseraï in der Nähe dieses Brunnens ab. Das Gebäude ist von großen Sykomoren und Tamarinden beschattet. Wir warteten dort bis die Thore geöffnet wurden und der Scherif von unserer Ankunft Nachricht erhielt. Sobald das Thor für die Milchverkäuferinnen und Wasserverkäufer geöffnet wurde, begab sich der Anführer unserer Escorte zu Fuß hinein.

Der Scherif hatte sich nach dem Morgengebet wieder

zur Ruhe begeben, so daß unser Nahib warten mußte, denn die Sklaven des Scherifs mochten ihren Herrn nicht stören. Erst gegen neun Uhr kam unser Bote mit einigen Offizieren des Scherif zurück. Letztere begrüßten uns mit dem Ersuchen, noch einige Augenblicke zu warten, da der Scherif uns mit seinen beiden Neffen entgegenkommen wolle. Ueberdies sollten seine Leute Zeit haben, die Zimmer für uns in Bereitschaft zu setzen.

Wir waren sehr ermüdet und wären dieser Höflichkeit gern überhoben gewesen; aber wir konnten nicht nach unserem Belieben handeln.

Um elf Uhr erschien er in Begleitung seiner Neffen und mit einem Gefolge von etwa hundert Mann.

Sobald uns die Ankunft des Scherifs gemeldet wurde, bestiegen wir unsere Dromedare und ritten ihm entgegen.

Als wir einander auf zwanzig Schritte nahegekommen waren, ritten wir beiderseits voraus, um uns in herkömmlicher Weise zu begrüßen und zu umarmen.

Dann setzten wir unsern Weg fort. Ich eröffnete an der Seite des Scherifs den Zug, und wir ritten in die Stadt. Alle Einwohner waren auf den Straßen, küßten ihm die Füße, berührten den Saum seines Gewandes und begrüßten ihn mit dem Ruf »Salem Aleikum!«

Die Straßen waren so gedrängt voll, daß wir eine halbe Stunde brauchten, bis wir den Palast des Scherifs erreichten, obwohl wir kaum vierhundert Schritte von demselben entfernt waren.

Der Palast war von sehr einfacher Bauart, bot aber eine herrliche Aussicht auf das Meer und auf das Zollamt.

Auf dem Plage vor dem Hause waren acht bis zehn Kanonen aufgepflanzt.

Sobald wir unsere Wohnung bezogen hatten, begaben wir uns in die öffentlichen Bäder. Wir fanden hinlänglich Platz, da der Scherif Befehl gegeben hatte, uns die Bäder einzuräumen.

Als wir wieder nach Hause kamen, fanden wir ein wahres Festessen. Die üblichen orientalischen Speisen, Hammelfleisch, Geflügel, Pilau, Pasteten, Backwerk u. s. w., waren in Ueberfluß vorhanden.

Nach der Mahlzeit sehnte sich Jedermann nach Ruhe.

## Sage von der Gründung der Stadt Mokka. — Bevölkerung. — Rochet d'Hericourt.

Mokka gehört zu den Städten, welche die Neugier des Reisenden in hohem Grade erregen. Es ist ein wahres Muster einer arabischen Stadt.

Mokka ist vor kaum fünfhundert Jahren gegründet. An ihre Gründung knüpft sich eine Sage. Ein Einsiedler, welcher in dem Rufe eines Heiligen stand, wohnte in einer Hütte, im Schatten des Palmenwaldes, der noch heute eine Bierde von Mokka ist und die Stadt mit dem in den meisten arabischen Städten so seltenen Schatten versorgt.

Dieser Einsiedler war der Erste, der die Eigenschaften des Kaffees entdeckte; er bemerkte nemlich, daß die Ziegen, welche die würzigen Knospen des Strauches fraßen, die lebhaftesten und muntersten unter allen waren. Er hieß Scheif Schädeli.

Eines Tages warf ein von Indien nach Dschidda segelndes Schiff auf der damals noch öden Rhyde den Anker. Die Schiffsmannschaft bemerkte in der Ferne unter den Palmen eine einsame Hütte, und die Neugier trieb sie ans Land zu gehen und den Bewohner der Hütte zu besuchen. Sie fanden Scheik Schädeli.

Dieser bewirthete sie mit dem von ihm erfundenen Trank, den er nicht genug rühmen konnte.

Die Indier, welche diesen Trank noch nicht kannten, fanden ihn köstlich; sie bemerkten, daß sie nach dem Genuß desselben ungemein munter und aufgeweckt wurden und ganz neue Gedanken und Gefühle bekamen. Sie glaubten daher, der duftige Trank könne dem Schiffscapitän, der an einem hartnäckigen Uebel litt, vielleicht heilsam seyn. Sie holten ihren Capitän und erzählten ihm Wunderdinge von dem unbekanntem Trank.

Der Einsiedler gab ihm eine Tasse Kaffeh. Kaum hatte sie der Capitän getrunken, so fühlte er die wohlthuende Wirkung des Trankes; er fürchtete nur, daß die augenblickliche Besserung nicht von Dauer seyn würde, wenn er aufhörte, das Getränk zu gebrauchen.

Der Einsiedler sagte zu ihm: »Schiffet hier eure Waaren aus und errichtet hier an dieser Küste eine Niederlage; ich verspreche Euch, daß euer Waarenlager bald von einer großen Stadt umgeben seyn wird.«

Der Capitän befolgte den Rath, und so wurde die Stadt Mokka gegründet, die Prophezeiung des Gründers ging in Erfüllung: es wurde eine große, reiche Stadt.

Das Grab des Scheik Schädeli befindet sich unter der Kuppel einer großen Moschee in der Vorstadt. Die Kup-

pel führt seinen Namen, der für alle Einwohner heilig geworden ist; sie schwören nicht bei Mohammed oder Allah, sondern bei Scheik Schädeli. Die Kaffeewirthe zumal erweisen ihm ganz besondere Verehrung, welche sich durch die eben erzählte Legende ganz natürlich erklärt.

Jede muselmännische Zunft hat übrigens ihren Schutzpatron. Die Barbier haben Sliman, dessen Grab zu El-Madian, unweit Bagdad, sie noch jetzt besuchen. Dauid oder David ist der Schutzpatron der Schmiede; Ibrahim, der Maurer und Köche; Edris, der Schneider; Habil, der Tischler; Dscherdschis oder Georg, der Kupferschmiede; Mohammed Ibn-el-Zemani, der Fleischer u. s. w.

So wurde Mokka eine der blühendsten Städte des Landes Jemen. Sie zählte bis zu fünfzigtausend Einwohner. Aber seitdem Hodeida von den türkischen Befehlshabern begünstigt wurde, hat Mokka viel von seiner Bedeutung als Handelsstadt verloren.

Die Entvölkerung von Mokka hat mehrere Ursachen: die Begünstigung von Hodeida, die türkische Eroberung und die Auswanderungen, welche in Folge der Empörung des Scherif Hammud stattfanden. Endlich hat auch die Cholera am ganzen rothen Meere und insbesondere zu Mokka schrecklich gewüthet.

Jetzt beträgt die Bevölkerung der geschlossenen Stadt nicht mehr als fünftausend Seelen. Die Einwohnerzahl der offenen Stadt ist schwer zu ermitteln, da diese Bevölkerung beständig wechselt; annähernd kann man sie auf zehntausend Seelen schätzen. Die Bevölkerung besteht aus Arabern, Vanjanen, einigen alten Türken und zehn bis zwölf Juden, welche auf alle mögliche Weise mißhandelt werden.



Nach der Siesta stattete ich dem Scherif Heyder meinen Besuch ab und überreichte ihm meine Briefe. Ich wurde nun wieder mit Bitten bestürmt, im Dienste Hussein's oder wenigstens ein Mitglied seiner Familie zu bleiben. Er bot mir sogar die Statthalterschaft von Sebid oder Lâas an.

Lâas ist die letzte Stadt an der Grenze des Gebietes von Sana.

Ich lehnte es entschieden ab und erwiederte, mein Zweck sey in Bezug auf das Land Yemen erfüllt und ich wünschte zu sehen, ob mir in Bagdad oder Bassora ein anderes Feld der Thätigkeit sich eröffne.

Während ich mit dem Scherif Heyder sprach, erschien ein Mann, den ich zu meinem großen Erstaunen als Eschref Bey erkannte.

Die Leser werden sich erinnern, daß sein Begleiter Abd-el-Kerim zu Mekka enthauptet worden war und daß sich beide etwa eine Woche zu Abu-Arisch aufgehalten hatten.

Eschref Bey war nicht minder erstaunt, mich bei dem Scherif Heyder zu finden, als ich mich über seine Anwesenheit wunderte. Er kam wieder von Aden. Er intriguirte immerfort zum Schaden Hussein's und des Iman von Sana und zum Vortheile der Türkei.

Als er erschien, zog ich mich zurück.

Eschref Bey begrüßte mich und meldete mir seinen nahen Besuch.

Als ich wieder in meiner Wohnung war, besuchten mich der junge Hussein und Abd'-el-Melek. Es war das erste Mal, daß wir uns seit unserer Trennung wieder sahen.

Die beiden jungen Prinzen wollten sogleich die Rück-

reise nach Abu-Arisch antreten. Das Klima von Mokka war ihnen zu heiß und das Gewühl der Stadt unangenehm. Außerdem sehnte sich Abd'-el-Melel nach seiner jungen Frau, sein Honigmonat war noch nicht zu Ende. Nach einigen Tagen konnte ich mir seine Sehnsucht recht gut erklären.

Während die beiden jungen Prinzen da waren, wurde Hadschi Soliman gemeldet.

Der Schlingel schien durchaus nicht von mir lassen zu wollen. Ich fragte ihn, was er in Mokka zu thun habe; ich vermuthete fast, daß er Befehl habe, mich nicht aus den Augen zu lassen.

Er antwortete mir, der Scherif von Hodeida habe ihn in Folge des guten Zeugnisses, welches ich ihm gegeben, sogleich nach meiner Abreise ersucht, sein Glück andernwo zu suchen. Dieses Glück suche er nun in Mokka; aber es sey nicht wahrscheinlich, daß er es finden werde. Uebrigens sey er wieder Artillerist geworden und man habe ihm einen monatlichen Sold von vier Talaris nebst freier Kost versprochen; man habe nun nicht Wort gehalten und er erhalte weder seine Rationen noch seinen Sold; er zähle daher auf rich, ihm seine dringendsten Bedürfnisse zu verschaffen.

Ich gab ihm einen monatlichen Sold. Er küßte mir wie immer die Hand und entfernte sich sehr erfreut.

Eins muß man ihm zum Lobe nachsagen: Soliman war ein durchtriebener Schurke, der bereit war, mit einer Hand Geld zu empfangen und mit der andern seinen Vater zu erdolchen; aber er war ein lustiger, geistreicher Patron, der einen Sterbenden zum Lachen hätte reizen können.

Am demselben Tage kamen meine Führer, um Abschied von mir zu nehmen. Dieser Abschied bedeutete: Wir sind

nicht berechtigt für den Dienst, den wir Euch erwiesen, etwas zu verlangen, denn es war unsere Pflicht; aber wir werden ein Geschenk nicht verschmähen.

Sie nahmen wirklich fünfzehn Talaris an. Dies war das Mindeste, was ich ihnen geben konnte — fünf Francs für den Mann. Die Reise auf Kosten des Scherifs kam mir doppelt so hoch zu stehen, als wenn ich auf meine Kosten gereist wäre. Denn ich hatte jeder Escorte, die ich unterwegs verabschiedet, ein Geschenk gemacht.

Ich blieb ein paar Tage in Mokka. Am zweiten Morgen kam Soliman wieder. Ich glaubte, er habe seinen monatlichen Sold in zwei Tagen verzehrt, aber ich that ihm Unrecht; er meldete mir, es sey ein Landsmann von mir zu Mokka gelandet.

Wer dieser Landsmann war? das konnte mir Soliman nicht genau sagen. Er schilderte mir einen mageren Mann von fünfunddreißig Jahren, dessen Gesicht von der Sonne gebräunt sey und der das Kreuz der Ehrenlegion trage. Er komme aus Abyssinien und führe viel Gepäck bei sich, welches ihm viele Schwierigkeiten auf dem Zollamte mache.

Uebrigens hatte Soliman bereits von mir gesprochen und ihm meinen Namen genannt. Mein neuer Name mußte dem Fremden, und wäre er mein vertrautester Freund gewesen, unbekannt seyn, denn ich hatte ja diesen Namen erst in Dschidda bei meinem Uebertritte zum Islam angenommen.

Mein Landsmann hegte den lebhaftesten Wunsch mich zu sehen, und Soliman hatte die Vermittlung der Zusammenkunft unternommen. Es handelte sich hier freilich um Beobachtung der Etikette. Der Unbekannte schien, so viel

ich entnehmen konnte, im Auftrage der französischen Regierung zu reisen; ich hatte einen officiellen Charakter, den ich von der Localregierung erhalten, so daß ich nicht wohl den ersten Besuch machen konnte. Ueberdies ist die muselmännische Stifteite in diesem Punkte weit strenger als die unsrige.

Man sprach darüber mit dem Scherif Heyder, der einen Ausweg ersann: er wollte uns Beide zum Kaffe h einladen.

Aber um ihn einzuladen, mußte er wissen, wer er war. Ich erkundigte mich bei einem reichen Kaufmann, Namens Abd'-el-Kessul, welcher abwechselnd französischer und englischer Resident gewesen war.

Abd-el-Kessul sprach geläufig französisch und wurde natürlich von allen reisenden Franzosen besucht; er hatte ihnen manche nützliche Dienste erwiesen.

Er nannte mir den Namen meines Landsmannes. Es war Rochet d'Héricourt, der von seiner zweiten Reise zurückkehrte. Ich hatte ihn früher in Cairo kennen gelernt, wo er durch ein chemisches Mittel die Färbekraft des Indigo verdoppelt hatte. Der Pascha von Egypten hatte ihn damals in seine Dienste genommen.

Wir trafen also bei dem Scherif Heyder zusammen. Rochet d'Héricourt, den ich später, im Jahre 1849, zu Paris wieder fand und der später als Consul in Dschidda gestorben ist, hatte einen für Frankreich sehr vortheilhaften Handelsvertrag mit dem Könige Schoa abgeschlossen. Leider war er auf der Reise von Regengüssen überrascht worden. Sein Vertrag, der mit einer in Abyssinien gebräuchlichen Tinte geschrieben war, hatte durch den Regen sehr gelitten und ganze Zeilen waren unleserlich geworden. Dies war ein

fast unerseßlicher Verlust, wenn er nicht die Reise noch einmal machen wollte. Ein Ausweg blieb ihm noch übrig, er hätte sich an einen Gelehrten, der die Sprache verstand, wenden können, um die durch den Regen entstandenen Lücken ausfüllen zu lassen. Doch dies war eine mißliche Sache, denn man konnte Rochet d'Héricourt der absichtlichen Fälschung beschuldigen. Den Reisenden legt man gar zu gerne etwas zur Last, und Rochet d'Héricourt wußte es aus Erfahrung, denn man hatte ihn schon beschuldigt, er habe die Waffen verkauft, welche ihm die Regierung für den König von Schoa gegeben hatte. Er fand wahrscheinlich seinen gelehrten Abyssinier, denn er kam mit seinem Vertrage nach Frankreich zurück und wurde sehr gut aufgenommen.

Außerdem brachte er sehr alte Manuscripte mit und machte sich durch die Einführung der Rinde und Blätter des Cossobaumes, welche ein vorzügliches Mittel gegen den Bandwurm sind, sehr verdient. Er brachte auch ein sehr reichhaltiges Herbarium und werthvolle naturhistorische Sammlungen mit. Seine interessanten Reisenotizen gab er später heraus. Wir begrüßten uns herzlich. Wer lange in fernen Ländern gelebt hat, weiß die Freude zu schätzen, die man fühlt, wenn man einen Landsmann sieht und die bekannten Laute der Muttersprache mitten unter fremdartigen Lauten hört.

Er schenkte dem Scherif Heyder einige französische Waffen, um die Schwierigkeiten, welche er auf dem Zollamt gefunden, aus dem Wege zu räumen.

Sein Anzug war sonderbar und gehörte keiner Nation an. Er trug weite rothe Beinkleider und Sandalen wie die Mameluken, eine bunte Jacke auf einer zugelnöpften Weste,

einen hellblauen Gürtel und eine Kappe von rothem Ma-roquin.

Ob das die Uniform eines abyssinischen Generals war? Rochet d'Héricourt war in Folge eines Kampfes, wo er sich ausgezeichnet hatte, zum General ernannt worden.

Unsere Freundschaft dauerte die ganze Zeit, welche er in Mokka verweilte, und er blieb ziemlich lange, da sich kein Schiff fand, welches nach dem Norden segelte.

Soltman kam noch einmal, um sich für die Zuführung meines Landsmannes ein Trinkgeld zu holen. Wahrscheinlich hatte er Rochet d'Héricourt ebenfalls schon in Contribution gesetzt. Ich gab ihm wie gewöhnlich einiges Geld. Er fing an sich zu überzeugen, daß er durch das Mißlingen seines Vergiftungsversuches nichts verloren hatte.

## Eine arabische Hochzeit. — Die Bräutemaß. — Ein blutiges Intermezzo. — Mokka durch den neuen Propheten bedroht.

Inzwischen erfuhr ich die Verheirathung des jungen Hussein mit der Tochter des Scherif Heyder.

Die Scherife suchen die Bande der Verwandtschaft immer enger zu knüpfen. Diese Hochzeiten sind immer mit großen Feierlichkeiten verbunden. Wenn in einer Bürgerfamilie eine Hochzeit zu feiern ist, so wird dieselbe Stunde gewählt, in welcher die fürstliche Vermählung stattfindet, und den Beschluß macht immer die Beschneidung der kleinen Kinder. Die Untergebenen finden immer ihren Vortheil, wenn sie sich bei solchen Anlässen den Vornehmen anschließen.

Die Tochter des Scherif Heyder war übrigens eine glänzende Partie, sie war schön und reich. Hussein hatte sie schon lange persönlich gekannt, denn unter nahen Verwandten ist der Verkehr gestattet.

Die Hochzeit fand im Anfange des Monats statt. Nach den religiösen Gebräuchen wurde die tief verschleierte Braut unter einem Thronhimmel in den Straßen von Mokka umhergeführt. Die ganz mit Schleiern bedeckte Braut wird von minder tief verschleierten Frauen geführt. Eine Musikbande mit Fahnen eröffnet den Zug. Man streut Blumen auf den Weg und beschüttet die Kleider der Braut mit wohlriechenden Essenzen.

Der Zug dauert bis in die Nacht bei Fackelschein. Die Verwandten, Freunde, Diener und Sklaven schließen sich dem Zuge an. So kommt die Braut, die Hauptstraßen der Stadt durchwandernd, aus der Moschee wieder in das Haus ihres Vaters, wo man sie auf eine Art Bühne setzt. Hier bleibt sie sieben Tage, mit geschlossenen Augen, wie eine indische Pagode, und läßt sich anschauen. Dabei ist sie reich ausgeschmückt.

Ein sonderbarer Gebrauch verdient hier eine Erwähnung. Einen Monat vor der Hochzeit fängt man an die Braut zu mästen. Dies geschieht mit Maismehl, mit der Frucht des Johannisbrotbaums, mit Butter und Zucker. Aus diesen verschiedenen Nahrungsmitteln bereitet man eine Art Teig, von welchem sie zu bestimmten Stunden eine gewisse Quantität essen muß. Nach einiger Zeit nimmt ihr Körperumfang zu: eine Eigenschaft, welche die Araber bei ihren Frauen oder Geliebten besonders hoch schätzen.

Während dieser Zeit gibt man den armen Geschöpfen

nichts zu trinken; höchstens löscht man ihren Durst mit einigen Tropfen Wasser.

Bei den Armen, deren Mittel eine so lange Fast nicht erlauben, beschränkt man dieselbe auf neun Tage. Daher haben die Armen auch nie so wohlgenährte Frauen als die Reichen.

Nachdem die Braut gemästet ist, wird sie von ihren Freundinnen ins Bad geführt und gesalbt.

Während der »Ausstellung« kommen alle Weiber der Stadt, um die Braut zu sehen. Nachdem man sie in Augenschein genommen, besichtigt man ihre Ausstattung.

Im Hofe machen Tänzer und Musikanten ihre Künste. Den Tänzerinnen klebt man gewöhnlich ein Goldstück auf Stirn oder Wangen; den Musikanten wirft man ein Geldstück auf den Feller. Viele Araber, welche reicher scheinen wollen als sie sind, werfen ein Goldstück oder einen Talaris auf den Feller, jedoch unter dem Vorbehalt, daß der Geber seine Gabe zurücknehmen und gegen ein kleineres Geldstück vertauschen kann.

Die Mutter, welche ihre Tochter dem Gatten übergibt, ermahnt sie dringend zum Gehorsam und zur Häuslichkeit, damit der Gatte das Paradies auf Erden finde. Aber leider werden diese Ermahnungen oft eben so wenig befolgt wie bei uns.

Mit der Vermählung der Prinzessin wurden zugleich drei oder vier andere Hochzeiten gefeiert. Es gab also einen langen Zug durch die Stadt; jede Braut ging, von ihren Verwandten und Freunden begleitet, unter einem Thronhimmel. Ganz Moskwa war auf den Füßen. Die Terrassen



waren mit Frauen bedeckt, welche dem Zuge geräuschlos wie Gespenster folgten und von einem Hause zum andern huschten. An den Seiten des Zuges wurde mit Flinten und Pistolen geschossen. Ueberall herrschte Freude.

Plötzlich erschien an einer Straßenecke ein Mann, eine Art Derwisch, der eine Flasche in der Hand hielt. Er stürzte auf den einen Bräutigam zu, stieß ihm sein langes Messer in den Hals und zerschlug die Flasche.

Der junge Mann, ein Indier, ging noch einige Schritte und sank dann todt zu Boden.

Man trug den Todten in die nahe Moschee, wo man ihn für das Begräbniß einrichtete. Die ohnmächtige Braut wurde nach Hause gebracht.

Die Ursache des Meuchelmordes war die Eifersucht. Der Derwisch, welcher das junge Mädchen seit ihrer Kindheit gekannt hatte, wurde von ihr geliebt, aber der Vater hatte seine Einwilligung zu der Heirath nicht gegeben.

Die öffentliche Meinung erklärte, daß die übrigen Ehen, welche zugleich mit jener des jungen Indiers geschlossen wären, ein unglückliches Ende nehmen würden.

Der Mörder wurde noch gesucht, als ich Mokka verließ.

Die Ehe des jungen Hussein war in der That nicht glücklich. Die junge Gattin starb im Wochenbett, und wir werden später die Katastrophe erzählen, welche den Scherif Hussein selbst erwartete.

Der Mord schien sogar in seinem unmittelbaren Erfolge Unglück zu bringen, denn am folgenden Tage kamen Gilboten mit der Nachricht, der neue Mahadi sey sengend und brennend auf dem Gebiet des Scherifs erschienen und

behandle alle bestehenden Secten als Ungläubige. Er sey strenger als Wahab selbst, denn keine Secte finde Gnade vor ihm, und er wolle den Islam zu seiner ursprünglichen Strenge zurückführen, oder mit andern Worten, ihn für die jezigen Mohammedaner unmöglich machen.

Er war nur noch einige Meilen von Mokka, in wenigen Stunden konnte er vor der Stadt seyn. Man sagte, er führe zahlreiche Truppen und Artillerie bei sich.

Sogleich wurden Gilboten nicht nur an Hussein, sondern auch an die übrigen Scherife geschickt, um Hilfsstruppen herbeizuziehen. Zugleich wurden Geschütze auf die Wälle gebracht; die Besatzung versammelte sich auf dem Hauptplatz und alle Vorkehrungen zum Kampfe wurden getroffen.

Ich war auf die erste Nachricht in den Palast geeilt. Die Sache kam so unerwartet, daß der Scherif Heyder sich nicht zu helfen wußte. Jeden Augenblick kamen neue, zum Theil widersprechende Nachrichten. Die Bevölkerung der Umgegend versammelte sich jammernnd vor den Thoren. Diese waren geschlossen und man ließ die Fliehenden nur einzeln in die kleine Pforte.

Auf meinen Rath schickte der Scherif sogleich Streifwachen aus, um bestimmte Nachrichten zu erhalten. Abd'-el-Melek ging mit ihnen.

Mokka war übrigens stark genug vertheidigt, um nicht durch einen Handstreich genommen zu werden. Ueberdies war der neue Prophet aller Wahrscheinlichkeit nach kein großer Strategiker, um eine regelmäßige Belagerung führen zu können.

Die Streifwachen kamen zurück. Sie meldeten, daß sich der Prophet gegen das Gebirge zurückgezogen habe. Die

Kazzia sey übrigens furchtbar und er habe reiche Beute gemacht; alle schönen Mädchen, die er unterwegs gefunden, habe er fortgeschleppt.

Der Scherif gab Befehl ihn zu verfolgen. Es war allerdings zu spät, aber die Bevölkerung verlangte diese energische Maßregel. Der Scherif trug gleichwohl Bedenken, seine Kabylen gegen ihn zu schicken, denn die Worte solcher Abenteurer haben zumal auf die Gebirgswohner immer großen Einfluß, und es war leicht zu besorgen, daß die Kabylen übergehen könnten.

Die Besatzung theilte sich in zwei Corps. Das eine blieb in der Stadt, das andere marschirte aus, um die Räuber zu verfolgen. Diese hatten aber schon einen großen Vorsprung gewonnen, sie befanden sich schon im Gebirge, als ihre Verfolger nach Drebat kamen.

Das ganze Landvolk verließ nun ebenfalls die Stadt, um sich wieder nach Hause zu begeben. Es fand freilich nicht jeder seine Wohnung wieder, eine Menge Häuser war in Brand gesteckt. Der Weg, den der Prophet genommen, war mit rauchenden Trümmern und Leichen bedeckt.

Ich habe den Scherif Hender bewogen, seine fünftausend Kabylen in den äußeren Garnisonen zu lassen, um den Mahadi einzuschüchtern, falls derselbe einen neuen Raubzug beabsichtigte. Die übrigen fünftausend Mann sollten sich mit ihren Kameraden vereinigen, sobald die erbetene Hilfe in Mokka eintreffen würde.

Diese Vorsichtsmaßregeln waren sehr dringend, denn Mokka hatte in den Augen des neuen Propheten Hassan-el-Kebir offenbar eine große Wichtigkeit.

## Rüstungen zur Weiterreise. — Hindernisse und Bedenklichkeiten. — Abreise von Mokka.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, rüsteten sich der junge Hussein und Abd-el-Melek zur Reise nach Abu-Arisch. Der junge Gatte nahm natürlich seine Frau mit. Wir begleiteten sie eine Stunde weit.

Da es im Gebirge nicht geheuer war, so nahmen sie den am Meere hinführenden Weg.

Es that mir weh, mich von ihnen zu trennen, zumal da mir Abd-el-Melek sehr lieb geworden war.

Inzwischen wurden in der Stadt und Umgegend viele Verhaftungen vorgenommen. Der Mahadi hatte nicht nur unter dem Volke, sondern auch unter den Notabeln ziemlich viele Anhänger.

Ich sehnte mich ebenfalls nach der Abreise. Die Stadt hatte unter den damaligen Verhältnissen, zumal seit der Abreise meiner beiden jungen Freunde, durchaus nichts Anziehendes für mich; auch der Scherif flößte mir wenig Zuneigung ein, denn er besaß weder den Verstand noch das Herz Hussein's, und war bei weitem stolzer als dieser. Außerdem war mein Landsmann Rochet d'Héricourt ebenfalls zur Reise gerüstet; er fuhr am 15. April mit günstigem Winde ab.

Dazu kam, daß die Hitze täglich größer wurde. Ich

fühlte, daß ich unter dieser Temperatur bald krank werden würde.

Ich beurlaubte mich daher bei dem Scherif Heyder. Wir hatten bei dieser Gelegenheit eine ziemlich lange Unterredung. Es ist nicht leicht das Vertrauen und die Freundschaft der vornehmen Moslem zu gewinnen, aber es ist noch schwerer von ihnen loszukommen.

Ich sagte ihm, es sey mein Wunsch mich nach Sana zu begeben, und bat ihn um sicheres Geleite bis zur Grenze.

Diese Mittheilung machte ihn sehr nachdenkend. Bei allen orientalischen Völkern muß man sehr geheimnißvoll bleiben und nie sagen wohin man reisen will. Diesem Grundsatz gemäß hatte ich erklärt, daß ich die Absicht hätte mich nach Bagdad und Bassora zu begeben. Sana lag aber nicht auf dem Wege und überdies befindet sich jenseits dieser Stadt eine große Sandwüste. Ich hätte mich zu Mokka oder Aden einschiffen und bis Mascate die Reise zu Wasser machen sollen. Aber es war damals nicht mein Wunsch das indische Meer zu sehen; das nächste Ziel meiner Wünsche waren die Ruinen von Saba, welche Arnauld einige Zeit zuvor mit so großer Mühe besucht hatte.

Der Scherif Heyder gab mir zu bedenken, daß ich mit mir selbst im Widerspruch sey. Ich antwortete ihm, daß ich bei dem beständigen Südwinde die Reise zu Wasser nicht machen könne; die Landreise nach Aden sey noch schwieriger, weil die Beni-Zabeh die dort hinsührenden Gebirgspässe besetzt hielten; es bleibe mir daher nichts übrig, als den Weg über Sana zu nehmen.

„Aber wohin wirst Du Dich von Sana aus wenden?“

fragte der Scherif; »durch die Wüste kann man nicht reisen.«

»Wenn es nicht möglich ist,« antwortete ich, »so komme ich zurück.«

»Bestehe nur,« erwiederte der Scherif, »daß Du nicht Bassora oder Bagdad, sondern Sana sehen willst. Warum bist Du nicht direct von Abu-Arisch dahingegangen?«

»Weil der Gedanke nach Sana zu gehen mir erst gekommen ist, als ich sah welche Schwierigkeiten mit der Reise nach Aden verbunden sind.«

»Aber der Südwind wird aufhören . . .«

»Das ist wahrscheinlich, aber es ist auch möglich, daß er noch lange anhält, und ich will mich dieser Gefahr nicht aussetzen.«

»Wenn es dein ernstester Wille ist, so will ich Gilboten an meinen Bruder Hussein senden, um ihm deinen neuen Entschluß mitzutheilen.«

»Aber die Gilboten werden erst in zehn Tagen zurückkommen . . .«

»Schnellere Mittel stehen mir nicht zu Gebote.«

»Allerdings, Du hast ja Briestauben. Schreibe an deinen Bruder und schicke eine Taube ab.«

»Gut,« sagte er, »ich will es thun.«

An demselben Tage schrieb er und die Tauben wurden in meiner Gegenwart losgelassen.

Als ich ihn verließ, äußerte ich mein Erstaunen, daß er als Scherif, als Statthalter, als Vicekönig von Mokka sich für verpflichtet hielt, an seinen Bruder zu schreiben, ehe er mir die Erlaubniß ertheilte nach Sana zu gehen, da doch täglich so viele Leute diesen Weg machen.

»Was ich thue,« sagte er, »geschieht zu deiner eigenen Sicherheit; ich habe Rücksicht zu nehmen auf das Verhältniß zwischen meinem Bruder und dem Imam von Sana, auf das Erscheinen des angeblichen Mahadi und auf die Unsicherheit der Gebirgswege; kurz, ich würde eine zu große Verantwortung haben. Was könnte ich antworten, wenn Du unterwegs ermordet oder in Sana vergiftet würdest? Du kennst den Despotismus des Imam, welcher wahrscheinlich deinen Namen weiß und, auch von der Rolle, welche Du in Abu-Arisch gespielt hast, so wie von deiner Anwesenheit in Mokka genau unterrichtet ist. Er könnte Dich leicht für einen Spion oder wenigstens für einen Agenten seiner Feinde halten. Warte wenigstens die Antwort meines Bruders ab, dann werden wir sehen was zu thun ist.«

Ich verneigte mich und verließ den Scherif. — Ich mußte wohl warten. Der Scherif fürchtete, ich würde mich zur Verfügung des Imam stellen und vielleicht aus einem Freunde und Diener Hussein's dessen Feind werden.

Am folgenden Tage kamen die Brieftauben mit der Antwort zurück. Die Antwort entsprach ganz meinen Erwartungen: Hussein hegte dieselben Besorgnisse wie sein Bruder, und drückte den lebhaftesten Wunsch aus, mich bei sich zu behalten.

Ich ließ mich durch diese ausweichende Antwort nicht täuschen; sie kam mir indeß gut zu Statten, indem sie mir Gelegenheit bot, mich deutlich zu erklären.

Ich erklärte dem Scherif, daß ich am 26. April, das ist in sechs Tagen abreisen, würde, man müßte mich denn mit Gewalt zurückhalten.

Diese sechs Tage benutzte ich zum Verkauf eines Thei-

les meiner Habseligkeiten, welche für meine bevorstehende Reise viel zu zahlreich waren. Ueberdies wollte ich in dem mit Räubern angefüllten Gebirgslande nicht zu reich scheinen. Selim und Mohammed sollten nicht mehr für meine Diener gelten; der erstere sollte sich für einen Reisenden ausgeben, der zufällig meine Bekanntschaft gemacht habe, der Andere sollte der Eigenthümer meiner Dromedare seyn. Meine Negerin sollte für die Sclavin des einen von beiden gelten.

Ich verkaufte daher meine drei Pferde, meine Teppiche, meine Polster, kurz das ganze orientalische Hausgeräth, welches ich mit mir schleppte. Ich behielt nur meine drei Dromedare und die nothwendigsten Reisebedürfnisse. Meine Kleider, die zum Theil sehr kostbar waren, ließ ich bei Abd'-el-Resful mit dem Auftrage, sie nach Mascate zu senden.

Für mein baares Geld kaufte ich einen Wechsel, welcher ebenfalls in Mascate bei einem Banjanen, welcher den Zoll gepachtet hatte, zahlbar war. Der Creditbrief war von seinem Collegem in Mokka unterzeichnet.

Auf diese Weise glaubte ich ungehindert und ohne die Habsucht der Räuber zu reizen, meine Reise machen zu können.

Es kam freilich darauf an, ob mich der Scherif fortlassen würde.

Am 24. April hatte ich noch keine Antwort; ich bemerkte nur, daß sich der Scherif kälter gegen mich benahm. Diese Kälte erstreckte sich natürlich auf seine Umgebungen.

An demselben Tage erhielt ich einen Brief von Abd'-el-Melef. Er schrieb mir, daß er an der Erlaubniß seines Oheims zweifle, und gab mir den Rath, ohne förmliche Er-



laubniß und in aller Stille abzureisen. Er meinte, sein Oheim werde sich meiner Abreise nicht offen widersetzen.

Am 25. ließ mich der Scherif Heyder zu sich bitten. Ich leistete dieser Einladung sogleich Folge.

»Hadschi,« sagte er zu mir, »ich habe wieder Briefe von meinem Bruder erhalten; er verbietet mir ausdrücklich, deine Abreise zu verhindern; aber er befiehlt mir auch hinsichtlich der Sicherheit deiner Person keine Verantwortung zu übernehmen. Wir hoffen Beide, daß Du glücklich nach Sana kommen wirst. Dort wirst Du erfahren, wie schwierig eine Reise durch die Wüste ist, und Du wirst gewiß umkehren — nicht nach Mokka, wo Du jederzeit willkommen seyn wirst, sondern nach Abu-Arisch, wo Du noch willkommener seyn wirst.«

Ich dankte dem Scherif herzlich und ersuchte ihn, auch seinem Bruder in meinem Namen zu danken; zugleich zeigte ich ihm an, daß ich am folgenden Tage nach dem Abendgebet abreisen würde.

»Es ist gut,« sagte er; »ich habe Befehl, alles was Du zur Sicherheit deiner Reise wünschest, zu deiner Verfügung zu stellen. Ich soll Dich mit sicherem Geleit, mit Lebensmitteln und Geld versehen. So lange Du in seinen Staaten bist, soll ich über Dich wachen. Du weißt freilich, daß seine Staaten nicht über Täas hinausgehen. Ich werde Dich dem Gouverneur dieser Stadt empfehlen; er wird Dich vielleicht ebenfalls an andere Behörden empfehlen können.«

Ich lehnte alle seine Anerbietungen dankend ab. Sobald ich nicht mehr im Dienste des Scherifs war, glaubte ich für meine Sicherheit selbst sorgen zu müssen.

Am andern Morgen in aller Frühe schickte mir Heyder

einen versiegelten Brief an den Gouverneur von Tâas. Ich habe von diesem Briefe keinen Gebrauch gemacht und besitze ihn noch. Ich erbrach ihn, nachdem mehr als ein Jahr verflossen war. Ich befand mich damals auf der Insel Bourbon. Der Brief war kurz und bündig; er empfahl dem Gouverneur, mich gut aufzunehmen und alles was ich etwa wünschte, sogar Geld, zu meiner Verfügung zu stellen.

Um elf Uhr Morgens begab ich mich zu dem Scherif Heyder, um Abschied von ihm zu nehmen. Er empfing mich sehr freundlich, drückte mir wiederholt sein Bedauern aus und wünschte mir alles mögliche Glück.

Er wollte mich durchaus ein paar Stunden weit begleiten, aber ich gab ihm zu bedenken, daß diese Ehre mit dem Incognito, welches ich bewahren wollte, nicht im Einklange stehe; wenn die Gefahren, auf die er mich aufmerksam gemacht, wirklich seyen, so müsse ich Mokka in aller Stille verlassen; überdies sey ich nicht mehr berechtigt, eine Escorte zu verlangen, da ich nicht mehr im Staatsdienste sey.

Ich ersuchte ihn sogar um große Vorsicht, falls man ihn über mich befragen würde, und um Verschweigung des Zieles meiner Reise.

»Ich willige in Alles,« sagte er; »ich bitte Dich nur, einen sicheren Führer anzunehmen, der diese Reise sehr oft gemacht hat.«

Ich hätte auch dieses Anerbieten gern abgelehnt; aber ich sah wohl ein, daß ich das Mißtrauen nicht zu weit treiben durfte. Ich nahm daher den Führer an.

Am 26. April um sechs Uhr Abends verließ ich Mokka in Begleitung meines Führers, meiner Diener Selim und Mohammed und meiner Negerin Sammar.

Mussa. — Täas. — Der Scherif Ismael. —  
 Dschebla. — Reise durch das von dem Mahadi  
 eroberte Gebiet.

Außerhalb Mokla führt der Weg am rechten Ufer des Ued-el-Kebir hin, aber eine Viertelmeile von der Stadt ritten wir durch den Fluß und befanden uns auf dem linken Ufer.

Zwei Stunden nachher erreichten wir das große Dorf Mussa, welches wahrscheinlich das Messa des Moses ist. Der Gesetzgeber der Hebräer nennt diese Stadt einen Hafenort am rothen Meere; jetzt liegt Mussa etwa vier Meilen vom Meere entfernt.

Mussa ist ganz von Obstgärten umgeben. Die Bevölkerung beläuft sich auf fünfzehn- bis achtzehnhundert Seelen.

In der Nähe von Mussa beginnt das Gebirge, welches sich bis nach Sana erstreckt.

Gegen Morgen, nach zwölfstündigem Marsch, erreichten wir Dorebah. Die Grenze der Staaten des Scherifs Hussein war nur noch vier Meilen entfernt.

Wir blieben den ganzen Tag in Dorebah und erst gegen sieben Uhr Abends brachen wir auf.

Zwei Stunden nachher kamen wir in Täas an. Die Thore waren geschlossen. Aber die arabische Gastfreundschaft scheint auf die Nachtreisenden bedacht zu seyn, denn neben

jeder geschlossenen Stadt findet man eine offene Vorstadt, welche die verspäteten Reisenden gastlich aufnimmt. Wir kehrten in der Vorstadt ein.

Am andern Morgen schickte der Scherif zu mir, obgleich ich ihn von meiner Ankunft nicht in Kenntniß gesetzt hatte. Ich nahm die Boten natürlich sehr freundlich auf, und ohne eine Frage an sie zu richten zeigte ich an, daß ich ihrem Herrn sogleich meine Aufwartung machen würde.

Eine Stunde nachher begab ich mich, von Selim begleitet, zu dem Scherif Ismael. Er war ein Neffe Hussein's. Man hatte für diesen wichtigen Grenzort einen entschlossenen energischen Mann gewählt. Ich habe selten einen Mann von so hartem, rohem Außern gesehen, wie den Scherif Ismael. Man sah schon auf den ersten Blick, daß er weder für sich selbst um Gnade bitten, noch Schonung gegen Andere üben würde.

Die Festung Zaas ist übrigens für Araber ziemlich uneinnehmbar, obschon sie im Süden durch den hohen Berg Sabbeo beherrscht wird. Auf der Spitze dieses Berges steht ein alter Thurm, welcher den gefürchtetsten Gefangenen zum Aufenthalt dient. Die Unglücklichen sind in einem wahren Verließ eingesperrt. Unter ihnen befand sich ein Verwandter des Imam von Sana und ein Neffe des Scherif Hussein, der Vetter seines Kerkermeisters.

Der Scherif Ismael schien in Bezug auf mich die größten Besorgnisse zu hegen. Er fragte mich, wie ich nach Sana zu kommen, und welchen Weg ich zu nehmen gedenke.

Ich antwortete ihm, daß ich den kürzesten Weg über Dschebel nehmen würde.

Dschebel ist eine Stadt im Gebiete von Sana, etwa zwölf Meilen von Tâas entfernt. Aber diese Stadt hatte sich empört und dem neuen Mahadi ergeben, so daß dieser den fruchtbarsten Landstrich in Besitz genommen hatte.

Ismael war sehr erstaunt über meinen Entschuß; er meinte ich würde nicht vier Meilen reisen können, ohne angehalten zu werden.

Ich antwortete ihm, mein Leben sey in Gottes Hand und nichts könne mich bewegen, dem falschen Propheten aus dem Wege zu gehen.

»Thue was Du willst,« erwiederte der Scherif; »es war meine Pflicht, Dich zu warnen und auf die Gefahren, die Deiner warten, aufmerksam zu machen. Du verachtest meinen Rath, thue daher was Dir beliebt.«

Ich blieb einen Tag in Tâas, wo ich der Gegenstand der allgemeinen Neugier war, obgleich Niemand wußte wer ich war, und meine Diener mich für einen türkischen Kaufmann, der sich in Handelsgeschäften nach Sana begeben, ausgegeben hatten.

Am 28. Abends brachen wir auf. Die Straße nach Dschebel führte gerade in das von dem Usurpator eroberte Gebiet, welches bereits gegen fünfzig Meilen im Durchmesser hatte. Ich dachte: wenn wirklich eine Gefahr vorhanden ist, so wird man nicht glauben, daß Jemand so tollkühn seyn würde sich mitten in das eroberte Gebiet zu wagen, man würde vielmehr voraussetzen, daß Reisende lieber einen Umweg machen würden, und gerade dieser Umweg schien mir die meisten Gefahren darzubieten. Die Spanier haben in dieser Beziehung ein charakteristisches Sprichwort: Man muß den Stier bei den Hörnern fassen. Ich war fest entschlossen, mich keinen

Schritt von meinem Wege zu entfernen, wenn ich auch dem Mahadi begegnete.

Kaum hatten wir ein paar Meilen in dem von Tâas nach Kâad führenden Thale gemacht, so begegneten uns mehre Schaaren Araber, welche erstaunt schienen, eine so kleine Karavane auf diesem Wege zu sehen. Einige kamen auf Selim zu und fragten ihn, wer wir wären und wohin wir gingen.

Selim antwortete, wir wären türkische Kaufleute und gingen in Handelsgeschäften nach Sana.

Sie ließen uns ohne weitere Erklärung durch.

Später kamen wir an eine Art Lager. Wir wurden wieder angehalten und befragt und gaben dieselben Antworten.

»Aber wie kommt es,« fragte ein Araber, »daß man Euch in Tâas nicht abgerathen hat, diesen Weg zu nehmen?«

»Wir haben diesen Weg gewählt, ohne Jemand um Rath zu fragen, weil es der einsamste Weg ist.«

»Aber ihr wüßtet doch, daß dieser Weg gefährlich ist.«

»Wenn Gefahr vorhanden wäre, so würden wir Euch wohl nicht hier finden.«

»Kennet Ihr den Beherrscher dieses Landes?«

»Nein, aber wir vermuthen, daß hier ein von dem Imam ernannter Dola regiert, weil dieses Land zu dem Gebiet von Sana gehört.«

»Ihr irret Euch, der Imam von Sana hat hier nichts mehr zu befehlen.«

»Ihr scherzet. Ist denn der Imam todt oder abgesetzt?«

»Er ist von einem neuen Imam abgesetzt.«

»Wer ist denn der neue Imam, sein Sohn, sein Vetter, sein Schwiegersohn?«

»Nein, es ist Hassan-el-Kebir, der von unserem Propheten Mohamed angekündigte Mahadi.«

Wir verneigten uns bei dem Namen Mohammed und antworteten mit der üblichen arabischen Redensart.

Nun begann eine lange Aufzählung der Tugenden, der Verdienste und der Macht des neuen Imams, bei dessen Namen schon Jedermann schwöre. Wir antworteten, daß wir diese Nachricht zum ersten Male hörten und uns sehr darüber freuten, weil es der Triumph des wahren Islam sey.

»Ihr seyd Türken, der Mahadi wird Euch daher gut aufnehmen; Ihr werdet ihm auch bald begegnen.«

»Ist er denn nicht in Sana?« fragten wir, »es muß noch sehr weit bis Sana seyn.«

»Nein, er hat in dem irdischen Paradiese dieses Landes seinen Aufenthalt genommen.«

Unter dem irdischen Paradiese verstanden sie Dschebel und die Umgebungen, nämlich das reichste, fruchtbarste Land in ganz Jemen.

»Aber aus welchem Lande ist denn der Mahadi?« fragten wir weiter, als ob wir zum ersten Male von ihm hörten.

»Von Sâad und aus der Familie Imam Sâadi.«

»Aber,« erwiederte ich, »ich war erst vor einigen Monaten in Sâad, und Niemand sprach davon.«

»Das ist nicht zu verwundern,« war die Antwort; »er ist noch jung, er ging nach Mekka und von dort durchzog er, dem Beispiele Mohammeds folgend, Egypten, Persien, Syrien und einen großen Theil von Indien, wo er von oben

den Befehl erhielt, in sein Heimatland Samen zurückzuführen, um daselbst den wahren Glauben des Propheten wieder einzuführen.«

Der Araber, mit welchem ich das Gespräch hielt, war ein stattlicher, sehr einfach aber sauber gekleideter Greis. Seine Gesichtszüge drückten mehr Seelenleiden als Körperschmerz aus; seine Runzeln wurzelten im Herzen. Er war offenbar einer der angesehensten Mitglieder des Stammes. Er hatte ein offenes, einnehmendes Gesicht und ein böfliches Benehmen.

Ich trug kein Bedenken, die Unterredung fortzusetzen.

»Scheikh,« sagte ich zu ihm, »antworte mir wie ein Bruder dem andern: hältst Du es für unschicklich, daß ich mit dem Mahadi rede, ehe ich meine Reise fortsetze?«

»Keineswegs, der Mahadi wird Dich gewiß sehr gut aufnehmen. Seine Feinde verbreiten das Gerücht, er sey grausam gegen Alle, welche den reinen Glauben nicht annehmen. Das ist eine Verleumdung, sein Bestreben geht nur dahin, die verirrtten Moslem zur Wahrheit zu führen. Als Türke wirst Du ihm willkommen seyn, und als Kaufmann bist Du seines Schutzes gewiß.«

»Wie weit habe ich noch zu reiten, um ihn zu finden?«

»Etwa fünf Stunden. Aber in seiner eigentlichen Residenz wirst Du nur seinen Stellvertreter finden.«

»Aber wo ist er denn zu finden?«

»In den Grotten des Dschebel Mharras, welche auf halbem Wege von der Hauptstadt liegen, die man aber nur auf einem großen Umwege, nemlich indem man durch die Stadt geht, erreichen kann.«



»Wie, er wohnt in diesen Grotten? Ist denn dort ein Palaß?«

»Nein, nach dem Beispiele seines Vorgängers Mohammed lebt er nach Art der Einsiedler in Entbehrung und Andacht. Diese Grotten sind außerordentlich groß und bereits das Ziel der Wallfahrt für viele Gläubige. Ich muß Dir übrigens sagen, daß man Dich nicht sogleich vorlassen wird. Ehe Du in seine Hauptstadt kommst, wirst Du ein neues Lager finden, wie dieses, und dort wird man Dich anhalten, wenn Du verdächtig scheinst.«

»Warum soll ich denn dort verdächtig scheinen, wenn ich hier nicht so scheine?«

»Weil man die Menschen nicht überall gleich beurtheilt, und weil schon mehrmals Mordversuche auf ihn gemacht worden sind. Da er selbst keine Vorsichtsmaßregeln ergreift, so müssen wir dieselben statt seiner ergreifen.«

»Wie kann man ihn denn tödten, wenn er der Mahadi ist?«

»Mohammed hat nicht gesagt, daß der Mahadi etwas Anderes als ein Mensch seyn würde.«

»Aber um den Namen eines Mahadi zu verdienen, muß er wohl große Dinge vollbracht haben?«

»Er hat die Fesseln der Gefangenen zerbrochen, er hat den Lahmen den Gebrauch ihrer Glieder zurückgegeben, er hat die Blinden geheilt, die unfruchtbaren Frauen fruchtbar gemacht und hat Regen vom Himmel fallen lassen, um den Durst der Erde zu löschen; kurz, er hat so viele Wunder gethan, daß man noch blinder seyn müßte als die von ihm Geheilten, um an der Wirklichkeit seiner Sendung zu zweifeln.«

seln. Sogar seine Flucht aus dem Gefängnisse von Damar ist ein Wunder.«

Ich verneigte mich.

»Ist es mir erlaubt,« sagte ich, »hier anzuhalten, um zu frühstücken?«

»Wir selbst wollen unser Frühstück halten und sparen dem Gaste Allah's seinen Antheil auf.«

Dies war eine förmliche Einladung zum Frühstück, die ich natürlich bereitwillig annahm. Wenn man mit einem Muselmanne Brot und Salz getheilt hat, so ist man sein Freund und steht unter seinem Schutze. Ueberdies hatte der Greis in seinen verben Manieren etwas Offenes und Gutmüthiges, so daß man sich zu ihm hingezogen fühlte.

Während dieser Zeit suchte sich mein Führer von Mokka unter die neuen Adepten einzuschleichen. Ich war sehr mißtrauisch geworden und ließ ihn nicht aus den Augen. Ich hatte zwei Meinungen über diesen Menschen: erstens, daß er den Auftrag hatte, mich zu beobachten, und zweitens, daß er auch gelegentlich den Mahadi aufs Korn nehmen sollte. Auf jeden Fall war er genöthigt mein Geheimniß zu bewahren, denn durch einen Verrath würde er sich selbst ins Verderben gestürzt haben.

Nach beendeter Mahlzeit nahmen wir Abschied von unseren Wirthen. Der Greis gab mir weder einen Führer noch ein Losungswort, er sagte mir nur: »Glückliche Reise und Gott sey mit Dir!«

Ich kannte indeß die Moslem und vermuthete wohl, daß man schon längst einen Eilboten vorangeschickt habe.

Eine halbe Meile ging der Weg noch im Thale fort. Dann kamen wir an eine enge, zwischen zwei steilen Felsen

eingeflemmte Felsenschlucht, welche von fünfzig Mann gegen eine ganze Armee vertheidigt werden könnte. Wir fanden indeß kein Hinderniß. Die ab- und zugehenden Leute waren Bewohner der Umgegend.

Jenseits der Schlucht kamen wir an ein Dorf, Namens Dutschruk, welches auf gut angebautem Hügel sehr malerisch liegt.

Es war gerade die Zeit des Gebetes. Wir sahen zu unserem Erstaunen, daß das ganze Volk auf einer Wiese versammelt war und gemeinschaftlich betete. Dies war schon eine der von dem neuen Propheten eingeführten Reformen.

Wir nahmen Theil an dem allgemeinen Gebet. — Als dieses beendet war, begann unser Verhör. Der Frager war ernster und strenger als der Frühere.

Das Resultat der Unterredung war eine Einladung, zu bleiben wo wir waren. Derlei Einladungen sind so gut wie Befehle. Wir blieben also.

Man sattelte die Dromedare ab, bewirthete uns wie vornehme Gäste, und bewachte uns, ohne daß diese Ueberwachung lästig wurde. Der Araber, welcher uns ins Verhör genommen hatte, leistete uns mit den angesehensten Einwohnern des Dorfes Gesellschaft und suchte uns recht gesprächig zu machen, wahrscheinlich um zu sehen, ob wir uns verrathen würden.

Um neun Uhr Abends kam ein Reiter mit Depeschen an den Scheikh. Der Bote und der Scheikh gingen auf die Seite mit einigen Notabeln. Es entspann sich ein lebhaftes Gespräch, von welchem wir aber kein Wort verstehen konnten. Aus Mienen und Geberden war indeß wohl zu schließen, daß von uns die Rede war.

Der Scheikh kam auf mich zu.

»Wir wollen aufbrechen,« jagte er.

»Wohin denn?« fragte ich.

»Nach Dschebla, wo uns der Nahib des Mahadi erwartet.«

Mein Wunsch war erfüllt, ich gab daher sehr bereitwillig den Befehl, die Dromedare wieder zu satteln.

Wir nahmen von unseren Wirthen Abschied und um zehn Uhr machten wir uns auf den Weg.

Die Reise war sehr mühsam. Bald kamen wir in enge Schluchten, wo wir hinter einander reiten mußten, bald führte der Weg an tiefen Abgründen hin. Das Land schien, so viel in der Dunkelheit zu unterscheiden war, sehr bevölkert und gut angebaut zu seyn. Ueberall hörte man das Blöcken der Heerden und das Bellen der Hunde.

Gegen ein Uhr Morgens kamen wir nach Dschebla. Die Thore waren geschlossen. Wir stiegen, wie gewöhnlich, in der Vorstadt ab. Sobald die Thore einer arabischen Stadt einmal geschlossen sind, werden sie nur aus höchst wichtigen Ursachen geöffnet.

Wir waren schrecklich ermüdet. Wir legten uns auf Gurtenbetten nieder und erwarteten den Anbruch des Tages. Kaum war die Sonne aufgegangen, so warteten wir am Thore, um sogleich in die Stadt zu kommen.

Wir begaben uns zu dem Nahib, der uns bis gegen elf Uhr warten ließ. Er holte offenbar erst Befehle ein, denn er wußte schon in aller Frühe, daß wir auf ihn warteten.

Während des Wartens waren wir die Gegenstände der

allgemeinen Neugier, welche sich nicht selten auf sehr unangenehme Weise kundgab.

Endlich, gegen elf Uhr, wurden wir vorgelassen. Dies war keine besondere Begünstigung, denn es war die Stunde der allgemeinen Audienz.

Der Nahib war von seiner Garde umgeben. Alle, die ihm etwas zu sagen hatten, gingen uns voraus. Als wir allein waren, gab er mir einen Wink und nannte mich beim Namen. Dies war keineswegs beruhigend; ich verlor jedoch die Fassung nicht und trat näher.

»Wie,« fragte er, »konntest Du Dich der Gefahr aussetzen hierher zu kommen, da Du in den Staaten von Abu-Arisch und im Dienste des Scherif Hussein gewesen bist? Du mußt doch erfahren haben was im Gebirge vorgeht.«

»Allerdings habe ich es erfahren,« antwortete ich, »und eben deshalb bin ich hierher gekommen.«

»Was für ein Interesse hast Du dabei?«

»Ich habe so viel Wunderbares von dem Mahadi gehört, daß ich ihn zu sehen wünschte.«

»Warum denn?«

»Um mich mit ihm zu unterhalten. Ist er denn unsichtbar?«

»Der Mahadi,« antwortete der Nahib, »ist von deiner Ankunft in Kenntniß gesetzt; seitdem Du Mokka verlassen hast, verliert er Dich nicht aus den Augen. Noch mehr, deine Anwesenheit in Abu-Arisch hat seine Aufmerksamkeit erregt und deine Absicht, Sana zu besuchen, beunruhigt ihn. Du bist ein Türke, aber von Geburt ein Euroväer, und es ist begreiflich, daß Du neugierig bist: deine

Landsleute wollen gern Alles sehen. Aber was für ein Interesse kann der Mahadi an Dir haben?»

Diefe letzten Worte machten mich etwas verlegen.

»Es ist wahr,« erwiderte ich, »ich bin ein geborener Europäer, aber ein eifriger Muselman, und als solcher habe ich das Recht, mich in einer Religion zu unterrichten, welche mir um fo theurer ist, da ich sie nicht bei der Geburt empfangen, sondern im reifen Alter gewählt habe. Wenn ich durch den Umgang mit dem Mahadi aufgeklärt und überzeugt werde, so wird er in mir einen seiner wärmsten Anhänger finden.«

»Aber Du bist nicht der Erste, der unter einem ähnlichen Vorwande mit schlechten Absichten hierherkommt; wundere Dich daher nicht, wenn man Dich einigen Prüfungen unterzieht.«

»Welchen Prüfungen will man mich unterziehen? Ich bin bereit.«

»Der vollkommenen Einweihung in die Moral des Mahadi; wenn wir sodann von deiner Aufrichtigkeit überzeugt sind, werden wir Dich vorstellen.«

»Ja,« erwiderte ich; »aber dieses Noviziat hängt von dem mehr oder minder großen Wohlwollen der Personen ab, in deren Händen ich mich befinden werde, und es kann länger dauern, als meine Zeit mir erlaubt.«

»Es ist in acht Tagen abgethan,« antwortete der Mahib.

Acht Tage sind nichts dem Leben eines Muselmans, für mich hingegen sehr viel. Aber ich war nicht Herr meiner Handlungen, und da die Stadt hübsch und der Beobachtung

in politischer und religiöser Beziehung wohl werth war, so faßte ich schnell meinen Entschluß.

Die Einweihung war übrigens nicht schwierig: ich hatte nachzuahmen was die Andern thaten und die Versammlungen der Mullahs zu besuchen, in denen die Zerstörung der Marabu- und Santongräber, ja sogar der Gräber Mohammeds und seiner Verfolger gelehrt wurde.

Die Wahabiten hatten sich begnügt, den Grabmälern die Verehrung zu versagen, aber bis zur Zerstörung derselben waren sie nicht gegangen.

Auch die Waschungen waren verschieden von den andern mohammedanischen Secten: statt beim Kopf anzufangen, begannen sie bei den Füßen. Die übrigen religiösen Gebräuche waren geblieben.

Man sieht, daß der neue Prophet keinen großen Aufwand von Geist und Phantasie brauchte, um alles dies zu erfinden.

Die Pilgerreise nach Mekka und der Ramadan blieben die Hauptgrundlage des Islam. Mohammed wurde als der Gründer betrachtet. Man verpönte nur auf das Strengste den Kleiderlurus, das Gold und die Geschmeide; man gestattete nur einfache wollene Kleider. Der Gebrauch des Tabaks war bei Todesstrafe verboten. Es versteht sich, daß das Kauen des Opiums und Kaas mit derselben Strafe belegt war. Die fünf täglichen Gebete waren angeordnet. Die Vielweiberei bestand fort.

Alles dies war leicht zu beobachten und zu lernen. Ich beobachtete diese Sagen und hatte überdies tägliche Unterredungen mit dem Nahib Ibrahim, der im Grunde ein braver und ziemlich einsichtsvoller Mann war.

Ich gewann bald die Ueberzeugung, daß diese Secte den Zweck hatte, die Macht der Imame zu zerstören. Es war auch nicht unwahrscheinlich, daß dieser Aufstand durch eine auswärtige Macht befördert und unterstützt wurde. Ich bemerkte nun, daß das Riesengeipenit der Reform, welches mir im Küstenlande erschienen war, in der Nähe betrachtet viel von seiner Furchtbarkeit verlor; ich vermutete, daß ich einen Mann finden würde, der sich mit Geheimnissen umgab und dem Aberglauben seiner Anhänger durch strenge Vorschriften neue Nahrung gewährte.

### Der neue Prophet Gassan-el-Mahadi. — Unterredung mit ihm.

Die Stadt Dschebla, wo ich einen gezwungenen Aufenthalt nehmen mußte, hat einen ziemlich großen Umfang; sie ist größtentheils am Abhange des Berges erbaut und nur der kleinere Theil liegt im Thale. Die Häuser sind von Stein gebaut und mit platten Dächern. Jedes Haus hat einen mit Obstbäumen bepflanzten Garten. Die Straßen sind gepflastert, was in Arabien selten der Fall ist.

Die umliegenden sehr hohen Berge sind am Fuße angebaut. Die Gipfel bestehen aus kahlen Felsen.

Dschebla ist die Hauptstadt des Landes Zemen-Ma, welches man gemeiniglich die Kornkammer von Zemen nennt. Die Einwohner treiben einen lebhaften Handel mit Mascate. Die Stadt liegt an dem großen Flusse Uadi-Zebid, der im Dscheblagebirge entspringt und sich, nachdem er seinen Lauf gegen Westen genommen, in das rothe Meer ergießt; der



Meidam hingegen, welcher in demselben Gebirge entspringt, fließt gegen Süden und ergießt sich bei Aden in das indische Meer.

Zwei große Citadellen geben der Stadt die regelmäßige Form eines Amphitheaters. Die Ringmauer stammt aus der Zeit der türkischen Eroberung.

Außerhalb der Stadt befand sich das Grabmal eines Heiligen, Namens Omar = Ibn = Said. Dieses Grab war damals geschlossen.

Die Einwohner sind sehr gutmüthig, freundlich und gastfrei. Das weibliche Geschlecht ist außerordentlich schön. Ich hatte während meines ganzen Aufenthaltes in Dschebla alle Ursache mit diesen braven Leuten zufrieden zu seyn. Der beträchtliche Handel mit Kaffeh, Getreide und Seife verbreitet großen Wohlstand unter ihnen. Sie verkaufen auch Edelsteine, Afik-Zemani genannt, welche nur im Lande Jemen gefunden werden. Es ist eine Art Carneol von hellbrauner Farbe. Die Araber lassen den Stein fassen und tragen ihn am Finger, an Armspangen und am Gürtel; bei Verwundungen soll dieser Stein, auf die Wunde gelegt, die Blutung stillen. Um ich von der Echtheit zu überzeugen, wickeln sie den Stein in Papier und halten eine glühende Kohle daran; wenn er echt ist, muß das Papier unverfehrt bleiben. Aijcha, das geliebte Weib Mohammed's, trug beständig ein Halsband von diesen Steinen, welche hauptsächlich nach Surate und China ausgeführt werden. Die Araber behaupten auch, daß es in den Gebirgen von Jemen Smaragdengruben gebe, welche vor Zeiten einen reichen Ertrag geliefert hätten, deren Spur aber jetzt verloren sey.

Am siebenten Tage ließ sich der Mahadi durch eigene

Abgesandte nach mir erkundigen. In der Unterredung, welche sie mit mir hatten, schienen sie mehr die Absicht zu haben meine Gedanken zu ergründen, als sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Sie zeigten mir an, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach am folgenden Tage die Ehre haben würde, dem Mahadi vorgestellt zu werden, aber allein, ohne alle Begleitung.

Es lag gar nichts an der Begleitung Selims und Mohammeds, ich machte daher gar keine Einwendung.

Ich sollte mich schon in der Nacht auf den Weg machen. Dies war unsere gewöhnliche Art zu reisen. Wir brauchten daher in Begleitung der Abgesandten denselben Abend auf.

Der Weg führte uns durch das Maharrasgebirge. Je näher wir kamen, desto mehr fanden wir den Weg von blinden, ausfägigen und lahmen Bettlern belagert. Die Hälfte dieser fanatisirten Menge bestand aus Weibern und Mädchen. Sie bereiteten sich auf die Wunder, welche an ihnen gewirkt werden sollten, durch Fasten und Gebet vor.

Wir gingen mitten durch alle diese Pilzer, von denen einige, um dem Propheten noch wohlgefälliger zu seyn, sich die verschiedensten Kasteiungen auferlegt hatten. Einige trugen Ketten am Halse und an den Füßen, Andere ließen sich mit Riemen geißeln.

Endlich kamen wir in ein kleines Dorf, welches am Abhange des Gebirges liegt und mit diesen den gleichen Namen führt.

Wir stiegen an einem großen Karavanserai ab. Das Haus war überfüllt und wir konnten keinen Platz finden; wir mußten uns daher draußen lagern, um die Rückkehr der vorausgeschickten Boten zu erwarten.

Die Grotten befanden sich weiter oben im Gebirge. Die dahin führende Straße war breit und bequem. Von Zeit zu Zeit waren Treppen angelegt, um das Ersteigen des Berges zu erleichtern. Die Wege schienen sehr alt zu seyn.

Die Grotten waren offenbar vormals Bergwerke gewesen, und der Weg, welcher zu einem in Trümmern liegenden alten Fort führte, war zugleich von den Bergleuten und andern Bewohnern des Forts benutzt worden.

Der Mahadi ließ uns nicht lange warten. Wir wurden durch mehre sehr geräumige Grotten geführt und kamen endlich in die, welche der Mahadi zu seiner Wohnung gewählt hatte.

Das Licht fiel nur durch eine obere Oeffnung.

Der Prophet war von seinen Aposteln umgeben. Sie saßen auf Strohsäcken und waren einfacher gekleidet als alle Uebrigen. Der Mahadi, welcher bei meinem Eintritt aufstand, trug einen grünen Kastaun und einen weißen Turban. Er war kaum fünfunddreißig Jahre alt, aber sein Bart war ganz weiß. Seine Stimme war zugleich sanft und klangvoll, der Ausdruck seiner schönen Augen freundlich und wohlwollend und sein regelmäßig schönes Gesicht nahm auf den ersten Anblick für ihn ein.

Die Araber verneigten sich vor ihm. Als der Mahib meinen Namen nannte, sagte er zu mir:

»Tritt näher, Hadschi-Abd'el-Hamid, und sey mir willkommen. Ich weiß, daß Du seit einiger Zeit den Wunsch hast, mich zu sehen. Ich habe deinen Besuch noch nicht empfangen, weil ich mit Geschäften überhäuft bin. Sieh nur und urtheile selbst.«

Er war wirklich mit einem ganzen Stoß von Briefen umgeben. Fünf oder sechs Tabbas schrieben auf den Knien und tunkten ihre Bambusfeder in das Tintenfaß, welches sie am Gürtel trugen. Jeder Brief, den sie geschrieben, wurde dem Mahadi vorgelegt. Er drückte dann ein großes Siegel mit einer arabischen Inschrift und seinem Namen darauf: Hassan el Mahadi — Hassan der Messias.

Statt sein Siegel wie gewöhnlich in chinesische Tusch zu tunkten, schwärzte er es mit einer neben ihm brennenden Lampe und drückte es unter den Brief.

Der Prophet kümmerte sich durchaus nicht um die Anwesenheit der Schreiber. Er fragte, sprach und ertheilte seine Befehle in ihrer Gegenwart. Sie hatten weder Augen noch Ohren für das was um sie vorging. Der Mahadi hingegen verlor kein Wort von dem was gesprochen wurde. Alle Anwesenden standen.

Seiner Aufforderung gemäß warf ich einen Blick um mich. Ich sah wirklich, daß er keine Zeit verlor, und gab durch eine Verbeugung meinen Beifall zu erkennen.

Er befragte mich nun über den Scherif Hussein, über den Scherif Heyder, über die Städte des Küstenlandes und die Stimmung der Bevölkerung. Er sagte selbst, in Iheama müsse man ihn als einen Räuber und Mörder bezeichnen, während er doch in der Wirklichkeit der Bote des Herrn sey, der die Bösen bestrafen und die Gerechten belohnen solle.

Ich hütete mich wohl, ihm diese Ansprüche streitig zu machen; ich verneigte mich vielmehr zum Zeichen der Zustimmung.

»Als ich Abu-Arisch verließ,« antwortete ich, »wußte

der Scherif noch gar nichts von Dir, und in allen Städten, welche ich auf meiner Reise berührte, fand ich dieselbe Unbekanntschaft mit deinem Daseyn. Zu Laas hörte ich zum ersten Male deinen Namen und in Mokka war ich Zeuge des Schreckens, den er verbreitete.«

»Es ist wahr,« erwiderte er lächelnd, »mit allen ihren Kriegsheeren und besetzten Städten werden mir die Scherife nicht widerstehen, eben so wenig wie der Imam, denn ich werde sie Alle mit dem Schwerte Allah's treffen. Der Imam von Sana und die Scherife sind Tyrannen, welche die Gewalt widerrechtlich an sich gerissen haben; es ist Zeit, diesem Unwesen ein Ende zu machen, denn das Volk seufzt und leidet unter dem Druck ihrer Habgier.«

»In diesem Punkte will ich Dir nicht widersprechen; ich bin ebenfalls der Meinung, daß die Scherife Tyrannen sind. Wenn Du im Namen Allah's handelst, so zweifle ich nicht, daß Du sie vernichten wirst; aber wenn die Scherife vernichtet sind, so glaube ich nicht, daß Du das Volk anders als durch eine ähnliche Tyrannei wirst regieren können. Die Araber lieben die Freiheit, aber so leidenschaftlich, daß sie dieselbe mißbrauchen, sobald sie ihnen gewährt wird. Suche nur gleiche Rechte herzustellen, das ist schon viel.«

»Du hast Recht, aber nach diesen Grundsätzen werden die Scherifs immerfort in Reichthum und Ueppigkeit leben und das Volk unterdrücken. Die Mächtigen müssen durch das Volk vernichtet werden. Ist dies geschehen, dann liegt es mir ob, das Volk über die richtige Benutzung des Sieges zu belehren. Siehe die Gewalt der Freiheit, welche Du fürchtest: Du hast vor Dir das Völklein von Haschid-el-Kefil, welches in zehn bis zwölf Stämme zerfällt und von denen jeder

Stamm seinen freigewählten Anführer hat. Siehe das Volk von Affir, siehe die Wahabiten, sind sie nicht frei und zugleich stark und mächtig? haben sie dem Pascha von Egypten, der doch weit mächtiger ist als der Scherif von Jemen, nicht Widerstand geleistet? Wenn nun das ganze Land Jemen in dieser Weise eingetheilt und regiert wird, so kann es nicht nur dem Pascha, sondern sogar dem Sultan Widerstand leisten. Was hat Bonaparte in deinem Vaterlande gemacht? die Revolution. Und hat die Revolution dein Vaterland nicht auf den Gipfel der Macht erhoben? Sind die Franzosen minder glücklich, nachdem er der Tyrannei ein Ende gemacht?«

Für die Araber, denen die Namen Mirabeau, Danton und Robespierre eben so unbekannt wie die Namen der durch sie vertretenen Parteien sind, ist Bonaparte gleichbedeutend mit der Revolution.

Es würde mich zu weit geführt haben, ihm den Unterschied zwischen dem Mann und der Sache zu erklären; er würde mich auch nicht verstanden oder angehört haben. Ich erwiderte ihm daher nur, daß Bonaparte Frankreich durch den Absolutismus auf kurze Zeit mächtig gemacht, daß aber dieser Absolutismus endlich in seinen Händen zertrümmert worden sey und ihn mit dem ganzen Lande machtlos gelassen habe.

Dies schien seine Begriffe zu übersteigen, denn er schützelte schweigend den Kopf. Er ging dann von dem Allgemeinen, welches seine Fassungskraft überstieg, auf Einzelne über.

»Hussein,« sagte er, »ist noch der stärkste und beste von

Allen, mit ihm kann ich mich vielleicht noch verständigen — aber mit dem Imam von Sana, nie!«

Ich sah wohl ein, warum sich der Mahadi mit dem Imam von Sana nie verständigen würde; nahm dieser doch selbst den Titel eines Apostels an, wie der türkische Sultan, der Kaiser von Marocco.

»Der Imam,« fuhr er fort »ist übrigens schon in meiner Gewalt; denn die ganze Bevölkerung von Adramont und Mareb werde sich so fort mit mir vereinigen. Hussein wird dem Imam nicht zu Hilfe kommen, im Gegentheil er wird mir behilflich seyn ihn zu vernichten, und später werden wir uns verständigen. Ich bin daher fest überzeugt, daß mein Unternehmen einen glücklichen Erfolg haben wird.«

»Das bezweifle ich gar nicht,« antwortete ich, »aber ich bezweifle, daß Du die stets feindlichen Bevölkerungen von Adramont und Mareb unter einer und derselben Fahne wirst vereinigen können; überdies wollen die kleinen Fürsten keinen Oberherrn anerkennen.«

»Eine Macht, welche im Namen Allah's kommt, werden sie anerkennen,« entgegnete der Mahadi, »ich werde mich nicht als Anführer, sondern als Prophet an ihre Spitze stellen . . . Auf jeden Fall werden wir uns wiedersehen und alle diese Fragen mit mehr Muße besprechen. Ich wünsche Dich noch einige Tage hier zu behalten.«

»Du erweistest mir große Ehre,« erwiederte ich, »aber ich bitte Dich, mich so bald als möglich weiter reisen zu lassen: ich muß mich in möglichst kurzer Zeit nach Sana begeben.«

»Und von Sana?« fragte der Mahadi.

»Von Sana wahrscheinlich nach Mekka.«

»Gefällt es Dir denn hier nicht? was fehlt Dir?«

»Nichts,« antwortete ich.

»Wir werden für alle deine Bedürfnisse sorgen, und es soll Dir nichts zu wünschen übrig bleiben . . . Was willst Du auch in Sana? Warum willst Du nach Mekka gehen? Kannst Du hier nicht daselbe thun was Du dort thun würdest?«

»Es würde mir Freude machen,« antwortete ich, »aber ich habe eine Familie und kann nicht immer ohne dieselbe leben.«

»Aber ich muß Dich wiedersehen.«

»Wann wünschest Du mich zu sehen?«

»Morgen.«

Meine Führer begleiteten mich in das Dorf am Fuße des Berges zurück. Wir waren nun nicht mehr in Verlegenheit um ein Obdach, man hatte ein kleines Haus für uns eingerichtet und der Scheikh des Dorfes hatte Befehl die Honneurs zu machen.

Man weiß übrigens was von solcher Bewirthung zu halten; sie kommt immer theurer zu stehen, als wenn man auf eigene Kosten lebt.

---



Noch eine Unterredung mit dem Mahadi. —  
Magnetismus und Freimaurerei im Orient. —  
Abschied von dem Mahadi. — Fortsetzung der  
Reise.

Der Tag bot weiter nichts Merkwürdiges, als daß der Mahadi, ohne den folgenden Tag abzuwarten, mich kommen ließ.

Diesesmal war er allein mit zwei oder drei vertrauten Freunden und in einem entlegenen Theile der Grotten. Der unterirdische Raum war mit großen gelben Wachskerzen erleuchtet und bekam dadurch das Aussehen einer Capelle. Die feuchten Wände glänzten in dem Licht der Kerzen und in einem Winkel hörte man das Wasser tropfenweise herabfallen.

Er empfing mich diesesmal sehr freundlich und vertraulich und nicht wie ein Prophet ein gewöhnliches Menschenkind zu empfangen pflegt.

Es war die Stunde des letzten Gebets und wir verrichteten es gemeinschaftlich.

Nach dem Gebet wurde ein sehr frugales Mahl aufgetragen, welches mit der Einfachheit der Wohnung und Kleidung ganz im Einklange stand.

Nach der Mahlzeit entfernten sich die Vertrauten und ich blieb mit dem Mahadi allein.

»Du siehst,« sagte er, »daß ich deinen Wünschen entgegenkomme und Dich nicht warten lasse. Ich weiß daß deine Zeit kostbar ist, ich kenne deine Reisepläne, unsere Berge sind schon von mehren deiner Landsleute besucht worden. Ich billige keineswegs deine Absicht, nach Sana zu gehen, nicht aus persönlichen Gründen, sondern weil Dir ein Unglück geschehen kann. Der Imam von Sana ist ein verrückter Fanatiker, er wird weder deine europäische Intelligenz, noch deinen Charakter als Muselman achten, er wird in Dir nur einen Agenten Hussein's erblicken. Wenn Du wirklich die Absicht hast an seinen Hof zu gehen, so sey auf deiner Hut. Ich weiß daß Du die Absicht hast Dich nach Bagdad zu begeben, ob schon Du mir sagtest, daß Du nach Meffa gehen wollest. Wenn Du von Sana nach Bagdad reisest, so muß Du die Wüste durchziehen und Du wirst dort dein Leben lassen. Welchen Titel, welche Verkleidung Du auch annimmst, Du wirst doch erkannt werden; deine europäischen Füße werden Dich verrathen, sie sind zu lange in Stiefeln eingezwängt gewesen, als daß man glauben könnte Du habest immer Sandalen getragen. Destlich von Sana wirst Du viele Völker finden, welche Dir den Versuch, ihr Gebiet zu durchreisen, nicht verzeihen werden. Wenn der Imam von Sana Dich nicht in seinem eigenen Gebiete mißhandelt, so wird er gewiß Mittel finden, sich Deiner zu entledigen, sobald Du dasselbe verlassen hast. Er weiß so gut wie ich, daß Du lange zu Abu-Arisch gewesen bist und das ganze Küstenland bereist hast; er weiß auch, daß Du in diesem Augenblicke bei mir bist, seine Agenten schleichen sich bis in meine Umgebungen. Glaubst Du also, daß er Dich ohne Mißtrauen empfangen werde? Er wird Dich zwar freundlich behandeln, er wird sich sogar das

Ansehen geben, als ob er sich für Dich interessirte und Dir bei deinen Nachforschungen behilflich seyn wollte; er wird Dich sogar um Rath fragen und deinen Rath befolgen, wenn er ihn gut findet, aber sein Argwohn wird Dich gewiß verfolgen. Und alle seine Offiziere werden ihm die Hand dazu bieten, denn jeder wird fürchten, Du werdest seinen Platz einnehmen. . . . Gehe daher nach Sana, wenn Du es durchaus willst, ich will Dir kein Hinderniß in den Weg legen, ich will Dir sogar bis an die Grenze meines Gebietes sicheres Geleite geben. Aber wenn Du klug bist, so gehe nicht nach Sana. Ich will Dir Briefe nach Mareb geben, welche deine Reise erleichtern werden; Du wirst dort Städte finden, die den Europäern unbekannt sind. Du kannst ungehindert durch Adramaut reisen, ohne das Sandmeer zu berühren. In Mokallah würdest Du jederzeit Schiffsgelegenheit nach Mascate finden und von dort nach Bagdad ist nur ein kurzer Weg. Ich habe alles gesehen was Du sehen willst, glaube daher meiner Erfahrung. Vergiß nicht, daß Du ein Muselman bist, vielleicht hast Du deine europäischen Gewohnheiten nicht abgelegt, ich kenne die Neugier der Europäer und begreife vieles, was viele Andere nicht begreifen werden. Höre mich daher an. Wir sind hier an einem heiligen Orte, von welchem im Koran die Rede ist. Diese Grotten, welche ich bewohne, sind die Höhlen der »Sieben Schläfer«; alle Felsen, welche Du auf den Bergen siehst, stammen aus der Zeit der Sabäer, im Lande Mareb wirst Du Ueberreste ihrer früheren Hauptstadt finden und unter den himjaritischen Schriftzügen, welche Niemand lesen kann, wirst Du zu Damar und Sana kufische Inschriften finden; ich habe sie gelesen, denn ich kenne die alte arabische Sprache. Auf dem Berge Inan bei Damar wirst

Du andere Grotten finden, welche diesen ähnlich und sogar noch größer sind. Es sind uralte Bergwerke und verdienen besucht zu werden. Du wirst dort noch Erzstufen und eine heiße Schwefelquelle finden. In diesen Höhlen hauste vor etwa hundert Jahren eine Bande Falschmünzer, welche alles gute Geld des Imam an sich zogen und dafür falsches Geld in Umlauf brachten . . . Du siehst, daß ich nicht mit geschlossenen Augen gereist bin, obgleich ich kein Europäer bin. Öffne deine Augen und sey auf deiner Hut.«

Ich dankte ihm in den wärmsten Ausdrücken für den guten Rath und für das Interesse, welches er an meiner persönlichen Sicherheit nahm.

»Aber,« entgegnete ich, »als Mahadi mußst Du wissen, daß der Mensch an seinem Geschick nichts zu ändern vermag.«

»Du hast Recht, was geschrieben steht, muß in Erfüllung gehen . . . Jetzt habe ich noch eine Frage zu thun. Man beschäftigt sich in Europa mit Magnetismus?«

»Ja,« antwortete ich, »und einige Gelehrte beschäftigen sich sogar sehr ernstlich damit.«

»Kannst Du mir sagen, wie man dabei zu Werke geht?«

»Wahrscheinlich eben so wie im Orient.«

»Hast Du Dich mit Magnetismus beschäftigt?«

»Ja, in Frankreich, aber nicht seitdem ich im Orient bin.«

»Du weißt, daß der Magnetismus aus dem frühesten Alterthum stammt, glaubt man in Frankreich daran?«

»Einige glauben daran, Andere nicht.«

»Und wozu wendet man ihn an?«

»Ein französischer Gelehrter hat ihn auf die Chirurgie angewandt, und während des Schlafes der magnetisirten Personen Operationen vorgenommen.«

»Hat er bei Männern oder Frauen operirt?«

»Hauptsächlich bei Frauen, weil diese nervöser und daher für die Wirkung des Magnetismus empfänglicher sind.«

»Welche Operationen hat er gemacht?«

»Alle Arten von Operationen, insbesondere aber bei Krebschäden die Abnahme der Brust.«

Der Mahadi sann einen Augenblick nach.

»Bist Du Arzt?« fragte er.

»Ja.«

»Kannst Du in meiner Gegenwart einen Versuch machen?«

»Ich bin Arzt, aber nicht Chirurg.«

Er verstand den Unterschied nicht recht; ich erklärte ihm denselben.

»Was für einen Versuch kannst Du machen?«

»Ich kann gegen den Schmerz unempfindlich machen.«

»Ich habe Slaven und Slavinnen; an welchem Geschlecht willst Du den Versuch machen?«

»Bei einem Mädchen würde der Erfolg am sichersten zu erwarten seyn. Hast Du eine Abyssinierin?«

Der Mahadi klatschte in die Hände und gab Befehl eine Slavinn, die er beim Namen nannte, herzuführen.

Fünf Minuten nachher erschien ein verschleiertes Mädchen.

»Ist es nöthig, daß sie ihren Schleier lüfte?« fragte er.

»Nein, es ist nicht nöthig.«

Das Mädchen zitterte. Der Mahadi suchte sie mit sanften Worten zu beruhigen und sagte, ich sey Arzt, und da sie einige Zeit zuvor Blut gespien, so wünsche er meinen Rath in Anspruch zu nehmen.

Die Abyssinierin kauerte auf eine Matte nieder. Ich trat vor sie hin.

Ich habe bei meinen magnetischen Versuchen immer nur beide Hände der betreffenden Person ergriffen und in den meisten Fällen fiel sie nach fünf Minuten in tiefen Schlaf. So ging es auch mit der Abyssinierin.

»Was für ein Mittel hast Du angewandt?« fragte mich der Mahadi.

»Kein anderes als meinen Willen, ein stummer aber ernstest Befehl genügt, um den magnetischen Schlaf herbeizuführen. Eine Sclavin, welche an Gehorsam gewöhnt ist, setzt dem fremden Willen übrigens weniger Widerstand entgegen, als eine Europäerin; diese wußte gar nicht was man mit ihr vorhatte und leistete daher gar keinen Widerstand. Du siehst, der magnetische Schlaf ist eingetreten.«

»Ja, ich sehe es,« sagte der Mahadi, der dem Versuch die größte Aufmerksamkeit widmete.

Ich sah wohl, daß er einige Begriffe vom Magnetismus hatte, aber diese Begriffe waren beschränkt, und er wollte sich genügende Aufklärung verschaffen.

Eine junge schöne Sclavin, welche in Gegenwart seiner Adepten die Wunder des Magnetismus zur Schau trug, konnte ihm in seiner Prophetenrolle sehr nützlich seyn.

»Wünschest Du jetzt, daß ich sie durch die verschiedenen Phasen des Magnetismus führe?«

»Ja; Du kannst sie also in Ekstase versetzen?«

»Allerdings; aber sie muß das Gesicht entblößen, um Dir die Wirkung der Ekstase zu zeigen.«

»Nimm ihr den Schleier ab.«

»Warte, wir wollen sehen, ob sie hört . . . Wie heißt sie?«

»Nedschina.«

»Rufe sie bei ihrem Namen.«

»Nedschina!« sagte Hassan.

Das junge Mädchen stuzte.

»Rufe noch einmal, sie hat es gehört.«

Er wiederholte den Namen Nedschina mit lauterer Stimme.

»Sidi!« antwortete das Mädchen.

»Du siehst,« sagte ich zu ihm, »daß sie hört und versteht. Befiehl ihr den Schleier abzunehmen, und sie wird gehorchen.«

Der Mahadi befahl es ihr; Nedschina gehorchte.

Es war ein Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren, mit schön geformter gerader Nase, krausen Haaren, welche in eine Menge kleiner Zöpfe geflochten waren, etwas hervorragenden Backenknochen, bräunlicher Gesichtsfarbe und langen Augenwimpern. Ihre etwas geöffneten Lippen ließen die schönen blendend weißen Zähne sehen.

»Ich möchte wohl,« sagte ich zu dem Mahadi, »daß sie sich setzen könnte, aber ich möchte ihre Hände nicht loslassen.«

Der Mahadi holte einige Polster herbei und thürmte sie hinter dem Mädchen auf.

Ohne sie zu berühren und sie bloß anhauchend, trieb ich sie zurück und sie sank auf die Polster

Der Zufall hatte mir eine für den Magnetismus ungewöhnlich empfängliche Person zugeführt. Auf einen Wink meiner Hand, von dem stummen, gebietenden Ausdruck meines Willens begleitet, schlug sie die Augen auf. Sie waren so schön, daß man glauben konnte, sie wären in dem magnetischen Zustande noch größer geworden. Sie war in Ekstase. Man konnte ihr ein Licht vor die Augen halten, die Augenlider zuckten nicht. Ein Tropfen heißes Wachs fiel ihr auf die Wange und sie fühlte nichts davon.

»Kann sie in diesem Zustande reden?« fragte der Mahadi.

»Ich glaube es. Rede Du sie an, und sie wird deine Worte wiederholen.«

»Es ist kein anderer Gott als Gott,« sagte der Mahadi, »und Mohammed ist sein Prophet.«

Das Mädchen wiederholte die Worte, aber mit klangloser Stimme und ohne Ausdruck, wie die Taubstummen, welche die nach der Bewegung der Lippen errathenen Worte wiederholen

Der Mahadi war sehr erfreut.

»Du hast gesehen,« sagte ich zu ihm, »daß sie das brennende Wachs nicht fühlt. Hast Du ein Sikin?«

Ein Sikin ist ein kleines Messer, mit welchem die Araber ihre Rohrfedern schneiden.

»Ja,« sagte er, und nahm aus dem Schreibzeug eines Kates ein solches Federmesser

Ich wählte eine Stelle am Arm, wo ich weder Nerven



noch Adern beschädigen konnte, und stieß die Spitze der Klinge zwischen die Muskeln.

Die Schläferin gab kein Zeichen des Schmerzens; ihre Augen blieben weit offen. Aus der Wunde perlten kaum ein paar Tropfen Blut.

»Du siehst,« sagte ich, »sie hat nichts gefühlt.«

Ich zog das Federmesser aus der Wunde, ohne daß das Mädchen im mindesten zuckte.

»Jetzt,« sagte ich zu dem Mahadi, »versuche ihr den Arm zu krümmen.«

Er wandte vergebens alle seine Kraft an, das Gesicht der Schläferin blieb ganz gleichgiltig.

»Glaubst Du,« fragte mich der Mahadi, »daß ich eben so viel vermag wie Du?«

»Frage sie selbst.«

Ich legte die beiden Hände des Mädchens in die seinigen.

Bei dieser Veränderung begann die Schläferin zu seufzen, als ob sie eine heftige Erschütterung fühlte.

»Nedschina,« fragte er, »wirßt Du mir gehorchen, wie dem Hadschi?«

Er mußte die Frage wiederholen.

»Ja,« sagte sie, »aber dann mußt Du mich einschläfern.«

»Es fragt sich, ob ich es kann.«

»Du bist ja mein Herr und Gebieter.«

»Wirßt Du mir antworten, wenn ich Dich frage?«

»Sage dem Hadschi, daß er diesem Zustande ein Ende mache; ich bin sehr ermüdet.«

Ich drückte ihr die Augen zu und machte der Erstarrung ihrer Glieder ein Ende. Sie griff nun seufzend nach der

Armwunde, aber ich berührte die Wunde mit dem Finger und der Schmerz hörte auf.

»Glaubst Du, daß sie sehen wird?« fragte mich der Mahadi.

»Ich glaube es. Frage sie.«

»Wirst Du sehen?« fragte der Mahadi.

»Ja,« sagte das Mädchen.

»Woher komme ich?« fragte ich sie.

Sie besann sich eine kleine Weile und streckte die Hand gegen Süden aus.

»Dort kommst Du her,« sagte sie.

Sie hatte Recht; Taaß liegt südlich von Dschebla.

»Und wohin gehe ich?«

Sie streckte die Hand gegen Norden aus.

»Dort hin gehst Du,« sagte sie.

»Ich war wirklich auf dem Wege nach Sana, welches in nördlicher Richtung liegt.

»Habe ich unterwegs eine Gefahr zu fürchten?«

»Du bist in großer Gefahr gewesen, aber sie ist jetzt vorüber.«

Ich wandte mich lachend zu dem Mahadi.

»Du weißt am besten,« sagte ich zu ihm, »ob sie die Wahrheit sagt.«

»Die Gefahr ist vorüber,« wiederholte er. »Jetzt wecke Nedschina auf.«

Die Abyssinierin war eben so leicht aufzuwecken wie einzuschlafen.

Sie machte große Augen, welche sich nach der Ertaße wieder geschlossen hatten, sah sich erstaunt um, bemerkte

zwei Männer, nahm ihren Schleier und verhüllte sich das Gesicht.

»Kann ich jetzt abreisen?« fragte ich den Mahadi.

»Ja, Du kannst abreisen, und wenn Du vor deiner Abreise etwas von mir wünschest, so sprich.«

»Ich danke Dir, ich brauche nur sicheres Geleite oder ein Losungswort.«

»Warte noch,« sagte er, »in deinem eigenen Interesse will ich eine Frage an Dich richten.«

»Ich höre.«

»Bist Du Freimaurer?«

»Ja.«

»Welchen Grad hast Du in der Verbrüderung?«

»Ich bin bloßer Maurer, aber mein Vater war Vorsteher einer Loge.«

»Ich bin Rosenkreuzer.«

Er zeigte mir seine Insignien.

»Ich bin in Malta gewesen,« fuhr er fort, »im Jahre 1256 der Hedschira. Jetzt sage mir aufrichtig, welche politische Bedeutung hat die Freimaurerei in Europa?«

»Sie ist überall und insbesondere in Frankreich sehr in Verfall gekommen; in England steht sie indeß noch in einem gewissen Ansehen.«

»In den Staaten des Imam und im Theama hast Du keine Freimaurer gefunden und wirst auch fortan keine finden; aber unter den unabhängigen Volksstämmen und allen östlich von Jemen gelegenen Ländern, in Adramaut, Oman, Nedsche und Assir wirst Du Brüder finden.«

»Ich weiß es.«

»Aber weist Du wie die Proben abgelegt werden?«

»Bermuthlich wie bei uns in Europa.«

»Nein, und gegen diesen Irrthum will ich Dich verwahren. Eine Freundschaft ist der andern werth. Die Prüfung wird in dem Augenblicke gemacht, wo man am wenigsten darauf vorbereitet ist: unter freiem Himmel, bei der Ankunft oder Abreise, und die ganze Bevölkerung nimmt daran Theil. Alles gilt als Prüfung. Du mußt daher Alles, was Dir begegnen wird, als Prüfung betrachten. Man wird mitten in der Nacht zu den Waffen rufen, man wird Dich gefangen nehmen oder sich stellen, als ob man Dich ermorden würde. Alles dies gehört zu den Prüfungen. Dabei fehlt es auch nicht an wirklichen Gefahren. Behandle die wirkliche Gefahr selbst als eine Prüfung und Du wirst der Gefahr um so leichter entgehen. Dort ist die Freimaurerei sehr verbreitet; sie hat ihre Verzweigungen in Persien, Indien, Syrien, Kleinasien, Constantinopel.«

»Aber welchen Zweck hat diese Freimaurerei?« fragte ich, »und wer ist der Gründer?«

»Nadib, genannt Mohammed Ibn-Abd-Allah, dessen Familie aus Haschid-el-Bekil stammt. Du wirst die Trümmer seines Palastes noch auf dem Berge Sumara, dem höchsten in Jemen, finden. Der Hauptzweck ist die Fremden zu überwachen, die civilisirten Menschen am Auskundschaften der Nomadenstämme und an jeder Einmischung in ihre Angelegenheiten zu hindern; die Kinder Abrahams sollen frei bleiben von dem Gift der Civilisation. Dies ist der sociale Zweck. Der politische Zweck ist die Ueberwachung der regierenden Fürsten und die Untergrabung ihrer Macht.«

»Habt Ihr einen Großmeister?«

»Nein, Mohammed und seine Nachfolger wären allein

würdig gewesen, die Großmeister eines solchen Ordens zu seyn.«

»Diese Würde,« sagte ich, »kommt Dir ja zu; Du bist ja der Mahadi, d. i. der vorherverkündete Nachfolger Mohammeds, und Du brauchst Dich nur als Großmeister zu erklären.«

»Laß mich nur erst den Imam von Sana bestiegen, dann werden wir sehen. «Buonabarde« konnte Großmeister werden, man hatte es ihm während des syrischen Feldzuges angetragen, aber er lehnte es ab. Es stand geschrieben, daß er im Abendlande herrschen sollte. Wer bei uns Großmeister würde, könnte das Reich der Khalifen wieder herstellen . . . . Doch die Zeit verstreicht; Du willst gern abreisen; ich habe Dir gesagt was Du wissen mußt. Wenn Du meinen Rath befolgst, so kannst Du thun, was bis jetzt noch kein Europäer gethan hat. Aber halte deine Wissenschaft geheim und bediene Dich derselben nur bei wichtigen Gelegenheiten. Wundere Dich nicht über den Empfang, den Du bei mir gefunden, und über das Vertrauen, welches ich Dir schenke: dein Gesicht hat mir gefallen und ich habe einer höheren Eingebung Folge geleistet. Hier ist dein Geleitsbrief. Glückliche Reise. Gott schütze Dich!«

Wir umarmten uns nach orientalischer Weise und tauschten das Freimaurerzeichen aus.

Ich ließ ihn mit Nedschina allein und begab mich wieder nach Dschebla, wo mich Selim und Mohammed erwarteten.

Fortsetzung der Reise durch das Gebiet des  
Mahadi. — Damar. — Doran. — Sana. —  
Unterredung mit dem Uezir des Imam.

Es war in der Nacht vom zwölften zum dreizehnten Juni. Kaum hatten wir uns mit unserem Führer von Mokka und dem Geleitsbriefe des Mahadi auf den Weg gemacht, so brach ein furchtbares Gewitter aus. Der heftige Platzregen schwellte die Ströme. Unser Weg wurde das Bett eines Flusses, unsere Kamehle gingen bis an den Leib im Wasser. Wir mußten unseren Führer, der zu Fuß war, auf ein Dromedar setzen.

Glücklicherweise hatten wir bis Abb, der zweiten Stadt der Provinz, nur einen kurzen Weg. Wir kamen gegen Mitternacht an, aber es war unmöglich, in einem solchen Wetter die Reise fortzusetzen.

Am andern Morgen brachen wir wieder auf. Das Land war durch das Gewitter ganz verwüstet. Ein unbekannter Baumeister, welcher die dort häufigen Regengüsse benutzen wollte, hatte eine drei- bis vierhundert Schritte lange Wasserleitung angelegt, um das Regenwasser zu sammeln und in eine bei einer Moschee befindliche große Cisterne zu eiten.

Bald wurde der Weg fast ungangbar wegen der vielen entwurzelten Bäume und Erdstürze. Wir kamen indefs

mit großer Mühe in das stattliche Dorf Suf, wo wir Halt machten.

Suf heißt so viel als Markt. Es gibt in Jemen vielleicht zwanzig Dörfer dieses Namens, wegen der Wochenmärkte, die in denselben gehalten werden.

Um zwei Uhr brachen wir wieder auf. In dem Städtchen Mischader fanden wir etwa vierzig Reisende, welche sich zu einer Karavane vereinigt hatten, um sich nach Damar zu begeben. Sie waren Alle durch die neuesten Ereigniffe sehr beunruhigt. Ich hütete mich wohl von meiner Unterredung mit dem Mahadi zu sprechen, um nicht genöthigt zu seyn, die vielen Fragen, welche man mir vorgelegt haben würde, zu beantworten.

Um Mitternacht setzte sich die Karavane, der wir uns angeschlossen, in Bewegung. Wir ließen die Ruinen von Dhasfar rechts liegen. Wenn ich Zeit gehabt hätte, mich aufzuhalten, so würde ich dort, der Versicherung des Mahadi zu Folge, himjaritische Inschriften gefunden haben. Der Weg führte am Fuße des Humaragebirges hin. So kamen wir nach und nach in die kleinen Städte Jerim, Robat, Molos, und endlich erreichten wir das Hirangebirge, in welchem Damar liegt.

Damar war dem Imam noch treu. An der Grenze des aufständischen Gebietes verließ uns der Führer, welchen uns der Nahib auf Befehl des Mahadi mitgegeben hatte.

In Damar begannen die Plackereien. Man wollte wissen woher wir kamen, wer wir waren, und wie wir durch das Gebiet des Mahadi gekommen waren.

Der Dola ließ uns kommen und nahm uns ins Verhör,

dann erhielten wir Erlaubniß unsere Reise fortzusetzen. Der Dola wußte wohl, daß man uns weiterhin anhalten würde.

Damar ist eine Stadt von zehn- bis zwölfstausend Einwohnern und hat eine seiditische hohe Schule, auf welcher viele junge Araber den Koran, die Mathematik und Astronomie studiren.

Der Weg führte uns durch die kleine besetzte Stadt Rodda. Die Umgegend wimmelt von Nattern. Man hatte uns gewarnt und wir stiegen nicht ab.

Abends kamen wir nach Doran, wo wir wieder ein Verhör zu bestehen hatten. Endlich ließ uns der Dola auf seine Verantwortung weiter ziehen.

Gegen zehn Uhr Morgens erreichten wir das kleine Dorf Rodda, welches drei Stunden südlich von Sana liegt. Wir machten Halt, um die Hitze vorübergehen zu lassen.

Um sechs Uhr erreichten wir die Vorstadt von Sana, welche den Namen Bir-el-Affab (Schilfbrunnen) führt.

Ohne Erlaubniß des Imam durften wir nicht in die Stadt. Dieses Verbot war zumal für die von Dschebla kommenden Reisenden sehr streng.

Wir stiegen wie gewöhnlich in einem Karavanseraf ab. Es versteht sich, daß wir auch hier der Gegenstand der allgemeinen Neugier waren. Wir waren sehr ermüdet und folglich zum Blaudern nicht aufgelegt.

Nach dem Abendessen begab ich mich zur Ruhe und befahl meinem Diener Selim mich nur im äußersten Nothfalle zu wecken.

Am andern Morgen in aller Frühe erschien ein Offizier



aus dem Palast und forderte mich auf ihm zum Bezier zu folgen. Die Einladung wurde übrigens sehr höflich gemacht.

Zehn Minuten nachher war ich im Vorzimmer Sr. Herrlichkeit. Ich mußte zwei Stunden warten, weil andere vor mir gekommene Personen Audienz hatten. Endlich kam die Reihe an mich und ich wurde vorgelassen.

Der Bezier war ein magerer, unansehnlicher Mann mit sehr gemeinen Manieren; er glich mehr einem Juden als einem Araber. Seine schmutzigen, abgetragenen Kleider schienen bestimmt seinen Reichthum zu verbergen; eine Vorsicht, die keineswegs überflüssig ist in einem Lande, wo man Jahre braucht, um reich zu werden, und durch die Laune des Gebieters in einer Stunde zum Bettler gemacht werden kann.

Der Bezier kauerte auf einer alten Matte aus Reiststroh und rauchte. Man pflegte ihm gemeiniglich die Hand zu küssen.

Aber ich begrüßte ihn nach türkischer Sitte und fragte ihn aus welcher Ursache er mir die Ehre erwiesen mich rufen zu lassen.

»Wer bist Du?« fragte er.

»Um Dir zu antworten, muß ich zuerst wissen, wer Du bist?«

»Ich bin der Hakim von Sana.«

»Gut, jetzt bin ich bereit Dir zu antworten.«

Die Wachen schienen mein Benehmen vor einem so großen Herrn sehr anstößig zu finden.

»Ich habe Dich gefragt, wer Du bist?«

- »Hadscht Abd'el-Hamid.«
- »Woher kommst Du?«
- »Bon Mokka.«
- »Welchen Weg hast Du genommen?«
- »Den gewöhnlichen Weg.«
- »Hast Du kein Hinderniß auf deiner Reise gefunden?«
- »Man hat mich angehalten und mich gefragt, wer ich sey, und da man sah, daß ich nur ein Kaufmann bin, so hat man mich ungehindert ziehen lassen.«
- »Hat man Dich im Namen des Imam angehalten.«
- »Ja, aber im Namen des Imam el Mahadi.«
- »Wie, im Namen des Imam el Mahadi? Der Imam von Sana heißt nicht so, sein Name ist Nahr Eddin.«
- »Das weiß ich nicht, ich bin ein Kaufmann und küm-  
mere mich nur um meine Handelsgeschäfte.«
- »Du bist also nie in Sana gewesen?«
- »Nein.«
- »Hast Du den Imam gesehen?«
- »Nein, ich habe nur seinen Nahib gesehen, der sich in Dschebla befindet. Man hat mich dort mehre Tage aufgehalten.«
- »Hat man Dich mißhandelt?«
- »Nein, man hat mir nur Fragen vorgelegt, welche ich nicht beantworten konnte, weil ich nicht in der Gegend be-  
kannt bin und von der Regierungsform nur sehr unbestimmte Begriffe habe.«
- »Du bist also nicht aus Mokka gebürtig?«
- »Ich bin ein Türke.«
- »Aus welchem Theile der Türkei?«

»Aus Meffa.«

»Wie, aus Meffa? Du bist aus Meffa gebürtig?«

»Ja.«

»Aber Du bist ja ein Franzose.«

»Ich habe gesagt, daß ich aus Meffa gebürtig sey, weil ich zu Meffa Muselmann geworden bin.«

»Du bist also kein Franzose mehr?«

»Ich bin ein Franzose von Geburt, aber ich bin der Religion nach Muselmann und Türke.«

»Du bist hierher gekommen, um den Imam zu sehen?«

»Ich bin in Handelsgeschäften hierher gekommen. Wenn ich so glücklich bin, den Imam zu sehen, so werde ich dem Himmel dafür danken.«

»Du bist also Kaufmann?« wiederholte er.

»Ja.«

»Was willst Du kaufen?«

»Kaffee und Weibrauch.«

»Diese Waaren hättest Du zu Beth-el-Kefih oder Hodeida weit billiger kaufen können. Ueberdies würdest Du dort unter dem Schutze deines früheren Herrn Hussein von Abu-Arisch, wo Du Serdar und Arzt warest, gestanden haben. Suchst Du nicht vielmehr irgend eine Pflanze?«

»Wenn ich heilkräftige Pflanzen am Wege fände, würde ich sie gewiß einsammeln. Da Du über meine Angelegenheiten so gut unterrichtet bist, so wirst Du auch wissen, wie und warum ich Hussein verlassen habe.«

»Wir kennen dein ganzes Leben bei Hussein und seine Absichten mit dem Neffen des Imam. Vielleicht kommst Du hierher, um den Oheim mit dem Neffen auszuföhnen. Spare nur deine Mühe, es wird Dir nicht gelingen.«

»Du irrst Dich,« erwiderte ich, »ich habe durchaus keinen  
Dumas, Arabien. III.

nen Auftrag erhalten. Ich reise in meinen eigenen Angelegenheiten, welche mir genug zu thun machen. Ueberdies habe ich erfahren, daß im Dienste der morgenländischen Fürsten wenig Nutzen, aber viel Gefahr zu finden ist, und ich will fortan keinen andern Herrn haben als mich selbst. In dieser Absicht bin ich Kaufmann geworden, — ich verlange von Niemanden etwas und biete Niemanden meine Dienste an.«

»Wenn Dir aber der Imam Anträge machte, würdest Du sie ablehnen?«

»Allerdings, denn ich weiß wohl, daß er meinen Rath nicht befolgen würde, wenn er mich auch um Rath fragt.«

»Wohin gedenkst Du von hier zu reisen?«

»Nach Bagdad.«

»Auf welchem Wege?«

»Das weiß ich noch nicht.«

Eine große Sanduhr, welche alle zwölf Stunden umgekehrt wird, zeigte eils Uhr. Dies war die Stunde, zu welcher sich der Hakim zum Imam zu begeben pflegte.

Er stand auf und reichte mir die Hand.

»Auf Wiedersehen, Hadschi,« sagte er; »Du wirst einig Zeit in Sana bleiben. Meine Sclaven haben Befehl, Dich in die für Dich bestimmte Wohnung zu führen. — Noch Eines,« setzte er leise hinzu; »ehe Du den Imam siehst, wirst Du wohl thun, mit Niemand zu verkehren.«

Nach diesen Worten entfernte er sich. Einer seiner Sclaven trug ihm seine Lanze nach, die übrigen folgten ihm zu Fuß.

Vor der Thür stieg der Hakim zu Pferde, nachdem er von den Vorübergehenden begrüßt worden war.

Er ritt auf die Citadelle zu; ich begab mich, von zwei schönen Negern geführt, in eines der zahlreichen Häuser, aus welchem der Fiscus die Einwohner zum Nutzen ihres huld-

reichen Gebieters vertreibt. In Sana allein soll der Imam mehr als zweitausend Häuser auf diese Weise an sich gerissen haben.

**Physiognomie der Stadt Sana. — Geographische Lage der Stadt. — Klima. — Bevölkerung. — Die Saiditen.**

Meine neue Wohnung bestand aus einem ganzen Hause, welches so leer war wie die arabischen Häuser im Allgemeinen. Es war übrigens gut gebaut. Die Fußböden waren mit schönen Steinplatten belegt und die Wände mit Kalk übertüncht. In der Mitte war ein kleiner Hof.

Die Wohnung, welche ich wählte, war das gewöhnliche Frauengemach; aber da ich nur meine Negerin Kemâr bei mir hatte, so glaubte ich diese Gemächer für mich benutzen zu können.

Aus dem ersten Stockwerke vertrieben wir ein Duzend Matten und aus dem Erdgeschoß zwei oder drei Mattern. Man pflegt diesen unheimlichen Gästen ganz höflich die Thür zu weisen, sie zu tödten würde Unglück bringen.

Die Zimmer waren bis zu einer gewissen Höhe angestrichen, die sehr hohen Plafonds mit Holzgetäfel belegt. In jedem Zimmer war ein sich drehender Windfang. Die Thüreschlösser waren wie gewöhnlich von Holz. Auf dem platten Dache stand ein Häuschen von Rohr, welches das Boudoir des Hauses war.

Im Hofe war Platz für sechs Pferde, aber unter freiem Himmel; das arabische Pferd übernachtet nie unter einem

Dach; man läßt es in der größten Sonnenhitze wie im stärksten Regen unter freiem Himmel.

Man hatte mich unmittelbar in das Haus geführt, ohne mir Zeit zu lassen, Selim und Mohammed mitzunehmen. Während ich mich einrichtete, ging ein Slave in die Karavanserai, um meine Diener zu holen.

Selim machte einige Schwierigkeiten; er wollte wissen, ob der Neger wirklich in meinem Namen komme, wer er sey und was aus mir geworden. Der Neger wurde grob und Selim gab noch gröbere Antworten. Aber Mohammed stiftete Frieden und meine drei Diener entschlossen sich, mit meinen ermüdeten Dromedaren, welche noch schwerer von der Stelle zu bringen waren als Selim, dem Slaven zu folgen.

Sie kamen mit meinem Gepäck. Man brachte die Dromedare in den Stall, breitete die Teppiche aus, warf die Polster darauf, nahm die Pfeifen aus den Futteralen, das Geschirr aus den Körben, die Kleider aus den Nachtsäcken, die Lebensmittel aus den Kisten, und bald waren wir eingerichtet.

Um frisches Wasser zu haben, kaufte Selim sogleich irdene Krüge und ließ sie füllen. Diese Krüge haben eine antike Form und sind mit Arabesken bedeckt.

Audere Krüge wurden zum Behuf der Bäder und Waschungen gekauft. Ich habe schon gesagt, wie die Bäder zu Abu-Arisch genommen werden. Ehe man ein neues Gefäß in Gebrauch nimmt, parfümirt man es mit Benzoe oder Weihrauch. Alle Freitage wiederholt man die Räucherung, welche das Wasser nicht nur würzig, sondern auch gesunder macht.

Als diese ersten Vorkehrungen getroffen waren, schickte ich Selim und Mohammed zum Kundschaften in die Stadt. Da sie Eingeborne waren, so konnten sie mir viele nützliche Mittheilungen machen.

Nach orientalischer Sitte kamen alle meine Nachbarn, um mich zu begrüßen, und trotz der Warnung des Bezir war ich gezwungen, sie zu empfangen und länger als mir lieb war mit ihnen zu plaudern.

Alle diese Besuche boten ihre Dienste an. Es waren größtentheils reiche Leute, welche Gärten, Landhäuser, Magazine und Wechselstuben hatten. Obgleich ich kaum meine Wohnung bezogen hatte, mußte ich ihnen doch Pfeifen und Kaffeh reichen lassen.

Das Gespräch drehte sich um den Imam. Es versteht sich, daß man seines Lobes voll war, obgleich die Hälfte meiner Gäste ihm gewiß den Tod gewünscht hätte.

Kein Mensch ist so neugierig wie der Araber, besonders in den Städten. Er will alles wissen, und um viel zu erfahren, stellt er sich als ob er alles wüßte.

Während ich dieses zweite Verhör bestand, kam der Bezir in seinem einfachen, ärmlichen Anzuge. Er schien sehr überrascht, als er so viele Leute bei mir sah.

Alle Anwesenden standen auf. Nach den üblichen Begrüßungen fragte er mich, ob ich schon ausgegangen sey. Ich antwortete ihm, ich hätte noch keinen Fuß über die Schwelle gesetzt, aber ich sey reichlich entschädigt worden durch die Freundlichkeit der Personen, die er bei mir sah.

Er kauerte sich auf einem Teppich nieder und Alle folgten seinem Beispiel, mit Ausnahme der Israeliten, welche mit gebogenen Knien und gefalteten Händen stehen blieben.

Die Israeliten werden vielleicht in keiner Stadt des Orients mehr verachtet und mißhandelt, als in Sana; aber wie überall wendet sich die Regierung an sie, wenn sie Geld braucht. Die Regierung läßt sie reich werden, mästet sie gewissermaßen, denn sie weiß wohl, daß das bei ihnen angehäuften Geld sehr hohe Zinsen trägt; endlich werden sie unter die Presse gebracht, bis sie alles Gold herausgegeben haben. Sie müssen Einer für den Andern einstehen; wenn einer von ihnen nicht zahlungsfähig ist, so müssen die andern für ihn zahlen. Sie dürfen nicht in der Stadt wohnen, sie sind in ein Dorf verbannt, welches den Namen »Erd-el-Jud« (Judenland) führt. Dort leben sie in der Zahl von etwa fünf- bis sechstausend. Sie sind allen möglichen Plaudereien ausgesetzt: sie dürfen nicht mehr als zwei Synagogen haben und ihre Häuser nicht höher als sieben Meter seyn.

Diese Strenge kommt daher, daß ein gewisser Draki, welcher vormalig das Mißfallen des Imam erregt hatte, zu einer Geldstrafe von fünfzigtausend Talaris und zur Einferkerung verurtheilt wurde. Die Gefängnißstrafe erlitt er, aber die Geldstrafe vermochte er nicht zu erlegen, und da sich auch die ganze Judenschaft für insolvent erklärte, so wurden von den vierzehn vorhandenen Tempeln zwölf zerstört. Seit jener Zeit haben die Juden die Erlaubniß zum Wiederaufbau nicht erhalten.

Der Bezir lud mich ein, den Abend bei ihm zuzubringen, und als er fortging, gab er mir durch einen Wink zu verstehen, ich möchte ihn begleiten. Ich sah wohl, daß er mir etwas im Vertrauen zu sagen hatte, und begleitete ihn bis in die Hausflur.



Er sagte mir, ich hätte Unrecht so zahlreiche Gesellschaft zu empfangen, die Besucher wären nur neugierig und wollten wissen, warum ich nach Sana gekommen sey. Der Imam sey geneigt mich zu empfangen, wenn es mir Vergnügen machte; ein Christ müsse sich einem Ceremoniell unterwerfen, aber als Muselman sey ich zu jeder Stunde des Tages berechtigt, sein huldreiches Antlig zu sehen. Er sagte mir, daß der Imam gewöhnlich im Postan-el-Netwoffel («Garten des Sultans») seine Audienzen erteile.

Der Imam hat zwei Residenzen in Sana: die Sommerresidenz, in welcher ich ihm vorgestellt werden sollte, und einen Palaß in der Citadelle, wo er im Winter und wenn er bei übler Laune ist, zu wohnen pflegte. In die Citadelle zog er sich zurück, wenn Unruhen in Sana ausbrachen.

Diese Einladung war so gut wie ein Befehl; ich antwortete, daß ich mich zu dem Imam begeben würde, sobald ich mich ausgeruht hätte.

»Du wirst wohl thun,« sagte der Bezir, »nicht zu lange zu zögern. Doch Du kommst ja diesen Abend zu mir, wir werden dann davon reden.«

Gegen vier Uhr Nachmittags kamen Selim und Mohammed zurück. Sie waren ganz entzückt von der Stadt und insbesondere von der Freundlichkeit und Schönheit der Einwohner. Die Stadt sey stark bevölkert und habe schöne Paläste, Moscheen und Gärten. Kurz, meine beiden Diener forderten mich auf, ebenfalls die Stadt, insbesondere den prächtigen Bazar zu besichtigen.

Wie in allen Städten des Orients, sind die Straßen eng und krumm, aber reinlich. Zahlreiche Springbrunnen

werden durch Wasserleitungen versorgt. Ein ziemlich breiter Fluß durchschneidet die Stadt; im Sommer trocknet er freilich aus und der zurückbleibende Schlamm erzeugt bössartige Fieber.

Die Stadt ist mit Mauern umgeben, aus denen alle fünfzig Schritte ein Thurm hervorragt. Sie hat sieben Thore, und etwa sechs bis sieben Kilometer im Umfange. Die zwölf Moscheen sind sämmtlich mit Minarets geziert. Die Hauptmoschee, Dschemma-el-Kebira, steht im Mittelpunkte der Stadt, sie wurde 1763 von dem Imam Mahadi-el-Abbas erbaut. Einige der andern stammen aus der Zeit der türkischen Eroberung. Bekanntlich wurde Jemen unter Soliman II. zum ersten Male erobert, und erst 1768 wurde die türkische Herrschaft unter Selim befestigt. Derselbe Mahadi-el-Abbas, welcher die Hauptmoschee bauen ließ, verjagte die Türken wieder aus dem Gebirge.

Die alten Könige des Landes waren Heiden und Feueranbeter. Nach der Versicherung der arabischen Gelehrten hießen vor alten Zeiten die Könige von Jemen die Thobas, so wie die Könige von Egypten die Benennung Pharaonen führten. Die jetzt in Sana regierende Dynastie stammt von Kacem-el-Kebir ab und der Stammvater des letzteren ist der Iman Hadi, dessen Grab wir zu Saad gesehen haben.

Das Klima ist bei weitem angenehmer als im Theama, denn Sana liegt gegen vierhundert Meter über dem Meere. Im Juni, zur Zeit der größten Hitze, stieg die Temperatur gegen Mittag auf 39 bis 40°, um drei Uhr auf 40 bis 42° C. Dies ist die Zeit der Siesta. Drei Stunden ist die Stadt wie ausgestorben.

Die Nächte sind kalt und feucht. Die Temperatur fällt

zuweilen auf 15 ja auf 10°. Es vergehen selten achtundvierzig Stunden ohne Gewitter. Man sollte glauben, im Rifumgebirge gäbe es gewisse atmosphärische Erscheinungen, welche die Gewitter anziehen und zum Ausbruch bringen. Im Herbst fällt viel Hagel, was in andern Gegenden von Jemen sehr selten der Fall ist. Die geographische Lage von Sana ist 15° 20' nördlicher Breite und 41° 30' östlicher Länge. Sie ist 62 französische Meilen von Mokka entfernt.

Unter der Bevölkerung befinden sich etwa zweihundert Banjanenfamilien, welche einen eigenen Stadttheil bewohnen und sich mit Handel und Gewerben beschäftigen. Die Banjanen sind treffliche Goldarbeiter, Juweliere, Schlosser, Weber und Schneider. Sie zahlen für das Recht des Aufenthaltes eine jährliche Abgabe von zwei- bis dreihundert Talaris. Wenn ein Mitglied der Familie stirbt, so bezieht der Imam eine Erbsteuer von vierzig bis fünfzig Talaris. Wenn der Verstorbene keine Erben hinterläßt, so nimmt der Imam Alles in Besitz.

Wie in Jemen ist es den Banjanen untersagt ihre Todten zu verbrennen. Sie richten sich gemeiniglich so ein, daß sie sich in kurzer Zeit bereichern und dann wieder davongehen. Sie haben wenige Frauen bei sich. Im Gebiete von Mascate hingegen haben sie fast immer zahlreiche Familien. Dort können sie heimlich ihren religiösen Gebräuchen obliegen. Die Regierung drückt die Augen zu und sieht sogar nicht einmal die Flamme der Scheiterhaufen.

Sana ist die Hauptstadt von Jemen und auch die Hauptstadt der Saiditen. Diese Secte, deren Patriarch der Imam von Sana ist, wurde von Seib-Ibn-Ali-Husseïn gegründet. Wie

alle Secten der Welt behaupten auch die Saiditen, allein die wahre Religion zu lehren. Sie halten sich für die reinsten und aufrichtigsten Moslem. Die Saiditen erkennen Moham-med übrigens auch als den größten Propheten an; aber sie erklären, sein Nachfolger hätte nicht Abu-Beker, sondern Ali seyn sollen. Sie glauben auch nicht an die Erbsfolge der zwölf Imame, obgleich sie die vier Ersten hoch verehren. In Sana und in dem ganzen Gebiete der Saiditen sieht man keinen Derwisch, keinen Santon oder Marabu, weil diesen die abergläubische Verehrung, welche ihnen von andern Moslem gezollt wird, hier versagt ist.

### Der Imam von Sana in der Moschee und im Audienzsaal. — Die Stadt Sana während der Siesta. — Die Landesmünzen.

Im Hause des Beziers ereignete sich nichts Merkwürdiges. Ich fand daselbst die ersten Hofbeamten, von denen keiner eine besondere Erwähnung verdient, denn es waren im Grunde nur Lakaien und Bettler.

Ich fand Gelegenheit dem Bezier zu sagen, daß ich mich am andern Morgen dem Imam vorstellen würde. Er gab mir zu bedenken, daß der folgende Tag ein Freitag sey und ertheilte mir den Rath, Seine Hoheit bei der Rückkehr aus der Moschee aufzusuchen.

Der Imam ist nemlich zugleich Patriarch und führt den Titel eines Khalifen; auf den Münzen nennt er sich Emir-el-Mumenin, d. i. Fürst der Gläubigen. Am Freitage hält er den Gottesdienst. Sobald er die Moschee betreten

hat, werden die Stadthore, Kaffehhäuser und Karavanserais geschlossen.

Um halb zwölf Uhr begibt er sich mit großem Prunk in die Moschee. Der Sonnenschirm, das Zeichen des Oberbefehls, wird von einem Diener getragen. Mehr als tausend Personen von seiner Familie und von den Notabeln folgen ihm theils zu Pferde, theils zu Fuß. Der Imam reitet immer ein prächtiges Pferd. Vor der Moschee werden die Pferde von Dienern in Empfang genommen. Vor ihm werden Fahnen getragen, über welche silberne Büchsen mit Amuletten befestigt sind.

Vor der Moschee stehen viele Dromedare, welche in Sänften die Bewohnerinnen des Harem tragen. Die Dromedare und die Frauen bleiben vor der Thür. Die Sänften sind mit Soldaten umgeben, welche das Volk in ehrerbietiger Entfernung halten.

Ich wurde durch einige Flintenschüsse benachrichtigt, daß der Imam erschien, und da er aus einem Stadthore hinaus und in ein anderes wieder hineinreitet, so hatte ich Zeit, mich auf den Platz der großen Moschee zu begeben.

Der Imam schien mich zu erkennen als er an mir vorüberritt. Ob ihm mein egyptisches Costüm auffiel, oder ob er auf meine Anwesenheit vorbereitet war?

Das Volk drängte sich herbei, um ihm Hände und Füße zu küssen, was ihm übrigens nicht sehr zu gefallen schien. Es hat schon mehr als Ein Meuchler diese Sitte benutzt, um eine That der Privatrache zu üben oder einen Act des politischen Fanatismus zu begehen. Er grüßte mich sehr huldreich und sprach dann mit dem Bezier, der an seiner Seite ritt. —

Vor der Thür der Moschee stieg er ab, und ging stolzen Schrittes in ein Cabinet, welches in den Moscheen dasselbe ist, was die Sacristei in den christlichen Kirchen. Dort legte er sein Priestergewand an, nahm einen großen Stab in die Hand und begab sich, unter dem Vortritte von zwei Fahnenträgern, in die Moschee.

In der Mauer befindet sich eine Art Nische, welche den Namen Mischrab führt. In dieser Nische nahm er auf einem hölzernen Sessel Platz, während ein anderer Geistlicher die Kanzel bestieg, um ein Capitel aus dem Koran zu lesen.

Nach dieser Ableseung sang man in arabischer Sprache das *Salvum fac regem*, als Fürbitte für den Imam. In den übrigen mohammedanischen Ländern wird dieses Gebet theils für den Sultan Abdul-Medschid, theils für den Kaiser von Marokko gehalten.

Dann kommt das Gebet *Katah*. Der Imam spricht dasselbe in tiefgebückter Stellung, und alle Anwesenden werfen sich zugleich mit ihm nieder.

Nach diesem Gebete kommen einige Litaneien für die Ruhe der Todten. Dann verläßt der Imam die Moschee, besteigt sein Pferd wieder und reitet auf demselben Wege, den er gekommen, in seine Residenz zurück.

Vor der Thür kam einer von den Offizieren auf mich zu und bot mir sein Pferd an. Ich schloß mich also dem Zuge an.

In den Straßen verkündeten Ausrufer die Titel und Verdienste des Imam. Die Volksmenge antwortete mit lautem Beifall.

Vor dem Palaste stiegen alle Reiter ab. Die angeje-

bensten Personen folgten dem Imam und ich trat mit ihnen ein. Die zurückbleibenden Reiter, insbesondere die jungen Leute aus der Familie des Imam, stellten in dem geräumigen Hofe allerlei Uebungen und Künste an.

Der Palast besteht aus einem langen Hauptgebäude und zwei Seitenflügeln, in deren jedem sich ein Harem befindet. Den einen Harem bewohnen die rechtmäßigen Frauen, den andern die Concubinen.

Die Vorhalle war voll von Soldaten, welche theils Gebirgsbewohner, theils Neger waren. Eine breite Treppe, auf welcher vier Personen neben einander gehen können, führt in den ersten Stock hinauf.

Diese Häuser sind sehr kühl, denn die Fenster sind sehr klein und die Steinplatten werden zwei- bis dreimal täglich mit Wasser begossen.

Der Empfangsaal war mit Hofbeamten angefüllt, welche beim Erscheinen des Imam aufstanden und ihn mit Jubel begrüßten. Der Imam dankte mit wiederholtem Kopfnicken; von seinen Brüdern und Söhnen umgeben, setzte er sich auf eine Erhöhung, welche, wie das Chor einer Kirche, mit einem Geländer umgeben war.

Seine Familie hatte zu seiner Linken auf etwas niedrigeren Erhöhungen Platz genommen. Die Minister standen hinter der Familie.

Mitten im Saale waren drei Springbrunnen, deren Wasserstrahlen sich etwa fünfzehn Fuß erhoben. Der Fußboden war mit schwarzen und weißen Marmorplatten belegt. An den Seiten waren Matten ausgebreitet und auf diesen lagen dicke weiche persische Teppiche von prachtvollen Farben. Die Polster, auf welchen der Imam, seine Brüder und Söhne

saßen, waren von Kaschmir und Seide. Der Kaftan, den er trug, war hellgrün, mit weiten Ärmeln und mit Goldstickerei auf der Brust. Seine Kopfbedeckung bestand aus einem weißen Turban.

Man ging vor ihm vorüber, um ihm die Hand inwendig und auswendig zu küssen und dabei irgend eine Schmeichelei zu sagen.

Es versteht sich, daß alle Anwesenden die Schuhe vor der Thür gelassen hatten. Einige waren barfuß, andere in Strümpfen. Ich trug kleine, enganschließende Babuschen von gelbem Maroquin, welche man in weiteren Babuschen statt der Strümpfe zu tragen pflegt. Die kleinen werden Mäscha, die großen Makûb genannt.

Ich näherte mich dem Imam, aber ohne ihm die Hand zu küssen; ich verneigte mich, legte beide Hände auf die Brust und fragte nach seinem Befinden.

»Sey willkommen,« sagte er zu mir; »es freuet mich, Hadschi, Dich in meinen Staaten zu sehen. Es steht Dir Alles zu Gebote, was Du wünschest; mein Bezier hat Befehl alle deine Wünsche zu erfüllen.«

Ich dankte ihm.

»Uebrigens,« fuhr er fort, »werden wir noch mit einander reden. Ich habe Dir viel zu sagen; Du hast große Reisen gemacht und viel gesehen, eine Unterredung mit Dir kann mir daher nur nützlich seyn. Ich wünsche mir Glück, daß Dich die Vorsehung an meinen Hof geführt hat.«

Ich verneigte mich von neuem, ging an ihm vorüber, grüßte seine Familie und entfernte mich.

Vor der Thür wollte man mir ein Pferd geben, aber



ich lehnte es ab, denn ich wollte lieber zu Fuß gehen, um die Stadt besser zu sehen.«

Man fand dies sehr auffallend, Niemand konnte begreifen, wie man um ein Uhr Mittags etwas Anderes thun könne, als schlafen.

Ich habe oft versucht, Siesta zu halten, aber es ist mir nie gelungen. Es war gerade die Zeit, wo ich meine meteorologischen Beobachtungen anstellte und meine Notizen niederschrieb.

»Aber Du wirst nichts sehen als die Sonne und die Mauern,« antworteten mir die Offiziere.

Zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags ist die Stadt schön, und erst dann beginnt das wahre Leben.

Ich wollte mich nicht irre machen lassen und durchwanderte die Stadt, wo ich kein lebendes Wesen sah. Die Kaufläden waren offen und die Thüren nur mit einem groben Netz versperrt, die Bäder waren leer. Es ist in der That merkwürdig, daß während der Siesta nicht gestohlen wird.

Die Fliegen waren in dieser starken Hitze unausstehlich. Von Zeit zu Zeit wurden auch die Geruchsnerven unangenehm berührt und gleich darauf erblickte man ein todttes Kamel oder den Leichnam eines Hundes oder einer Katze. Die verwesenden Thiere machen den Aufenthalt in den orientalischen Städten höchst unangenehm. Nirgends bringt man die Todten weg; wo ein Thier fällt, bleibt es liegen und verpestet die Luft.

Ich begab mich, von dieser Hitze erschöpft, nach Hause, legte mich auf meinen Teppich und erwartete die Abendkühle.

Um vier Uhr besuchte mich der Bezier, von zwei Offizieren des Imam begleitet, um mir Geschenke zu überbringen. Diese bestanden in zehn oder zwölf lebenden Schafen,

zwei Körben mit Zuckerwerk und zwanzig kleinen Börſen mit Geld. Jede Börſe enthielt etwa fünf und zwanzig bis dreißig Francs. Mit einer ſolchen Börſe kann man in Sana zwei Monate leben.

Die Münze, welche in ſolchen Börſen enthalten iſt, beſteht aus kleinen Geldſtücken, Kbir genannt. Ein Talari, die größte Silbermünze in Jemen, gilt zwei und dreißig Kbir, vier und ſechzig Kamaffis, ſechzig Bâli, hundert ſechzig Harff und ſechshundert Neidiſch. Dieſe letztere Scheidemünze iſt etwas weniger als ein Centime.

Die größte Goldmünze iſt der venetianiſche Zecchino, von den Arabern Mergas genannt. Der Talari gilt fünf Francs fünf und zwanzig Centimes, der Zecchino elf Francs.

Der Imam läßt in der Citadelle Geld ſchlagen und die venetianiſchen Zechinen in Goldſtücke im Werthe von ſieben Francs zehn Sous umprägen. Die Landesmünze führt den Namen des regierenden Fürſten und das Datum, an welchem ſie geprägt wurde, aber nie ein Bildniß.

Die größte Silbermünze, welcher der Imam prägen läßt, hat den Werth von zwei und einem halben Francs. Ich habe in Arabien nur ein einziges franzöſiſches Fünf frankenſtück geſehen. Es war in Meffa, wo man es als Merkwürdigkeit aufbewahrte; es war mit dem Bruſtbilde des erſten Conſuls Bonaparte. Ich wünſchte es zu haben, aber man wollte es nicht hergeben.

Die zwanzig Börſen, welche mir der Imam ſchickte, hatten alſo einen Werth von etwa zweihundert fünfzig Franken. Ich gab den Ueberbringern vierzig Franken.

Der Bezier erklärte, was mir der Imam ſende, ſey nur

für »meinen Kaffeh,« er werde täglich für meinen Unterhalt sorgen.

Ich dankte ihm und versicherte, daß ich nichts brauchte; aber der Bezier erwiederte, ich sey der Gast des Imam und so lange ich in seiner Hauptstadt bleiben würde, sey es seine Sache für meine Bedürfnisse zu sorgen.

Er schickte mir in der That jeden Morgen um neun Uhr und jeden Abend um sechs Uhr zwei Schüsseln mit Fleischspeisen, Obst und Zuckerwerk. Das Fleisch war immer in kleine Stücke zerschnitten, so daß man es mit den Fingern nehmen konnte.

Diese Gegenstände wurden mir von schönen kräftigen Negern gebracht. Ich erhielt zugleich einen Sack mit Tabak.

Von nun an besuchte mich der Bezier täglich zweimal.

## Geselliges Leben in Sana. — Liebesabenteuer.

Alle diese Höflichkeiten schienen von Seiten des Imam den Wunsch anzudeuten, mich noch längere Zeit in Sana aufzuhalten. Dies war mir keineswegs angenehm, denn ich wünschte so schnell als möglich nach dem Lande Mareb abzureisen. Um mich aber des nothwendigen Schutzes zu sichern, mußte ich mit dem Imam an Höflichkeit wetteifern.

Mareb ist allerdings ein unabhängiger Staat, aber der Imam von Sana hat doch großen Einfluß.

In den ersten Tagen konnte ich von diesem Reiseplan nichts erwähnen, ich mußte eine Gelegenheit abwarten und mich vor allem bis zu seinem Geburtstage gedulden.

Inzwischen verlebte ich meine freien Stunden mit einigen Notabeln der Stadt, theils in ihren Gärten, theils in ihren Landhäusern. Die Gärten waren sehr schön, mit prächtigen Springbrunnen und trefflichen Obstbäumen, Rosenfluren und Jasminhecken. Die meisten dieser Gärten gehörten zu Häusern, welche die Reichen ihren Geliebten zur Wohnung angewiesen haben. In diesen Landhäusern pflegen die Araber zu vergessen, daß sie Bekenner des Propheten sind; sie trinken Wein und Liqueur, den ihnen die Juden liefern.

Die Frauen in Sana sind ohne Widerrede die schönsten und feurigsten im ganzen Lande Yemen. Wir werden später das Liebesverhältniß Selim's mit einer unbekanntem vornehmen Dame erzählen.

Die Jüdinnen geben sich den Moslem, den Banjanen und Europäern hin und geben sich oft für Araberinnen aus. Außerdem dienen sie den Araberinnen oft als Zwischenträgerinnen bei ihren Liebeshändeln, denn als Verkäuferinnen von Schmucksachen und Liebestränken haben sie Zutritt in jedem Harem, sogar in dem Harem des Imam. Sie sind im Allgemeinen groß und haben eine weiße, blasse Hautfarbe, welche ihnen das Ansehen von schönen Wachsfiguren gibt. Die Araberinnen haben eine dunklere Farbe und sind mehr zur Belebtheit geneigt. Die Jüdin gibt sich aus Noth für Geld hin, die Araberin nur aus Liebe.

Da die Secte der Saiditen bei weitem duldsamer ist, als die übrigen Secten, so entstehen eine Menge Liebesintriguen, bei denen alle mögliche Schlaueit aufgeboten wird; denn die Männer sind eben so eifersüchtig als anderswo und die Frauen geben einander aus Neid an. Es ist daher immer gefährlich, Intriguen in einem Harem zu haben.

Da Sana von Fremden sehr viel besucht wird, so sind letztere der Hauptgegenstand der weiblichen Intriguen. Die Bewohnerin eines Harem geht dabei gemeiniglich folgendermaßen zu Werke. Hinter den Jalousien verborgen, macht sie ein Geräusch, um die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden zu erregen. Dann läßt sie eine Blume, ein Schnupstuch, ein Billet u. dgl. fallen. Dies ist noch kein Stelldichein, wohl aber eine Einladung wieder vorüberzugehen.

Wenn sich der Fremde entfernt, so pflegt sich die Thür aufzuthun und ein tiefverschleiertes Frauenzimmer folgt ihm. Es ist gewöhnlich eine Jüdin oder eine Negerin, welche erfahren soll, wo der Fremde wohnt, wie er heißt und welchem Stande er angehört.

Die verschleierte Gestalt redet ihn nicht an, sie hält sich in gemessener Entfernung.

Abends geht er unter demselben Fenster wieder vorüber, eine neue Lockspeise wird ihm zugeworfen und er kann nicht mehr zweifeln, daß er der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit ist. Die Abgesandte hat einen günstigen Bericht abgestattet.

Zu Hause erhält er den Besuch der Vermittlerin, welche sogleich die schöne Bewohnerin des Harems zu loben beginnt. Sie ist schön, jung und reich, sie ist von vornehmer Geburt und besitzt alle Eigenschaften, welche die Phantasie zu fesseln vermögen; ihre Person wird auf das Genaueste geschildert.

Ungeachtet dieser anlockenden Schilderung ist der Fremde unerschrocken, denn jedes Liebesabenteuer ist im Orient gefährlich; es ist der einzige Fall, wo der Consul nicht einschreiten kann. Er willigt in eine Zusammenkunft; man muß sich wenigstens kennen lernen, ehe man sich liebt. Die beste Gelegenheit bietet sich in den Bädern oder Moscheen. Die Schöne beseitigt wie zufällig ihr Schleier, um ihr Gesicht zu zeigen, oder vielmehr ihren Begleiterin muß den Schleier wie aus Unvorsichtigkeit entfernen. Die Schöne schreit und weint, um bei ihren Nachbarinnen, bei den Eunuchen oder Negerclaven keinen Verdacht zu erregen.

So pflegt man es in der Moschee zu machen. Im Bade geht es leichter, denn die Besitzerin des Badehauses wird fast immer in das Geheimniß gezogen. Es sind ja zwei Batschis zu verdienen: von der Schönen und von dem Geliebten.

Die Eunuchen oder Claven bleiben vor der Thür der Badeanstalt. Diese hat eine große Kuppel, welche mit klei-

nen Fenstern versehen und mit einem platten Dach umgeben ist. Auf dieses Dach wird der Fremde geführt und durch die Fenster kann er in das Badehaus hinunterschauen. Zuweilen weiß die Schöne selbst nicht, daß sie beobachtet wird.

Der Neugierige erkennt den Gegenstand seiner Neugier an irgend einem Zeichen, an einer Blume oder einem Bande, welches die Matrone der Badenden am Haar befestigt hat.

Er hat nun die Geliebte gesehen, er kann nun urtheilen, ob es der Mühe werth ist, sein Leben für sie zu wagen. Wenn er sich diese Frage bejaht, so findet das Stelldichein beim nächsten Bade statt. Die Araberin begibt sich in Begleitung ihres Eunuchen oder Negers in das Badehaus; hier findet sie die Matrone, welche einen ganz verschiedenen Anzug hat. Die Schöne legt die Kleider der Matrone an und entfernt sich, ohne von dem Eunuchen oder Neger erkannt zu werden.

Fünf Minuten nachher ist sie bei dem Fremden. — Nach einer Stunde begibt sie sich wieder in das Badehaus, legt ihre Kleidung an und geht fort.

Die Matrone, welche sich statt ihrer gebadet hat, begibt sich ebenfalls zu dem Fremden, um den Lohn für ihren Dienst zu empfangen. Wenn sie zufrieden ist, bietet sie für den folgenden Tag wieder ihre Dienste an.

Die Araberinnen, welche derlei Abenteuer suchen, gehören im Allgemeinen dem wohlhabenden Bürgerstande an; sie haben keinen andern Zweck, als eine Laune zu befriedigen und sich dabei ein Geschenk machen zu lassen. Die vornehme Araberin sucht den Fremden nicht auf, obgleich sie viel leidenschaftlicher liebt, als das Bürgermädchen. Sie braucht

nicht ins Bad zu gehen, weil sie zu Hause badet. Der Fremde sieht sie auf ihrem Spaziergange im Garten. Er hat freilich die Peitsche des Eunuchen zu fürchten. Die Gefahr ist hier größer; er muß sich in Weiberkleidern Zutritt verschaffen. Diese Verkleidung macht die Vertheidigung schwer und den Tod lächerlich.

Zuweilen verlangt die Schöne, daß man sich die Hände und das Gesicht schwärze. Wer sich in diese Laune fügt, ist einer doppelten Gefahr, ausgesetzt: er setzt sein Leben aufs Spiel und ist überdies in Gefahr, der Schönen gar zu gut zu gefallen und von ihr festgehalten zu werden.

Was soll er auch thun, wenn sie ihm erklärt, daß er ihr Gefangener sey? Soll er schreien? Der leiseste Ausruf würde zur Entdeckung und zum Tode führen.

Es bleibt ihm nichts übrig, als sich zu verbergen. Die Schöne steckt ihn in einen großen Schrank oder Koffer, oder sonst an einen verborgenen Ort, den Niemand betritt. Wehe dem Unglücklichen, der sich hat anlocken lassen, er ist verloren.

In Alexandrien hat man das Meer bei der Hand; in Constantinopel den Bosporus hinter dem Hause, in Cairo fließt der Nil; wenn man des Buhlen überdrüssig ist, so näht man ihn in einen Sack und wirft ihn ins Wasser. Sie hat im Betretungs-falle freilich dasselbe Schicksal, nur daß man ihr eine Gesellschaft in den Sack gibt: einen Hahn, eine Kage, eine Natter.

Aber in Sana, wo nur ein mehre Monate trockeneg Fluß ist, kann man sich eines lüsterne[n] Mannes nicht so leicht entledigen. Man findet den Leichnam ganz oder zum



Theil und dies erregt Aufsehen. Die Matrone, welche den Lebenden gebracht hat, muß auch den Todten auf die Seite schaffen.

Wenn übrigens der Mord entdeckt wird, so ist das Gesetz schonungslos, und wenn es die Tochter des Imam wäre. Die Schuldige wird erdroffelt. Wenn ein Muselmann ertappt wird, so hat der, welcher ihn findet, das Recht ihn zu tödten. Ein solcher Vorfall ist freilich eine Schande für die ganze Familie; daher kommt es, daß ein Muselmann in solchen Fällen stillschweigt, wie ein Europäer.

Wenn ein Jude bei einer Araberin überrascht wird, so führt man ihn zuerst auf einem Esel durch die ganze Stadt und hängt ihn dann auf.

Den Banjanen widerfahren solche Abenteuer fast nie; sie sind zu vorsichtig, um sich in solche Gefahren zu begeben. Es fehlt nicht an Versuchungen, den reichen, schönen Banjanen; aber sie kommen in das Land Zemen nur um Geld zu erwerben und in keiner andern Absicht. Ueberdies gehören die Banjanen fast immer zu Familien. Jedes Haus hat seinen Banjanen, der die Angelegenheiten des Vaters, des Mannes oder der Brüder besorgt, und es ist wahrlich nicht zu verwundern, wenn er auch auf seine eigene Angelegenheiten bedacht ist.

Von den Sabäern kann hier keine Rede seyn; sie sind zu verachtet, als daß zwischen einem Sabäer und einer Araberin eine Annäherung möglich wäre. Ein Muselmann gibt einem durstenden Sabäer wohl zu trinken, aber wenn der Sabäer getrunken hat, zerbricht der Muselmann das Gefäß.

Die Residenz des Imam. — Unterredung mit ihm. — Seine politischen Ansichten und Pläne. — Sein Harem. — Die Heuschrecken. — Selim im Harem.

Der Imam hatte mir gesagt, daß er mit mir im Vertrauen reden werde; es war daher meine Schuldigkeit, ihm entgegenzukommen. Ich ging gar nicht ungern zu ihm, denn der Imam war im Grunde ein recht guter Mann und wurde nur durch seine Umgebungen zu Thorheiten und tyrannischen Handlungen getrieben.

Ich benutzte einen Tag, wo er sich in der Citadelle befand, um ihn daselbst aufzusuchen.

Die Citadelle ist auf einem Hügel erbaut. Weiter hinauf auf dem Berge Rifom sieht man die Trümmer einer alten Feste, welche, wie die arabischen Alterthumsforscher behaupten, von Sem, dem Sohne Noah's, erbaut seyn soll. Ich glaubte an diesen Ursprung natürlich nicht.

Die Citadelle ist von der Stadt durch eine Mauer getrennt.

Der Imam war bei den Bewohnern seiner Hauptstadt sehr beliebt, weil er sehr leutselig und jeder Zeit zugänglich war. Jeder einheimische Muselman, Christ oder Jude konnte zu jeder Stunde des Tages ohne lange zu warten Audienz bekommen und seine Klagen vorbringen. Der Imam sprach

sogleich sein Urtheil, welches in den meisten Fällen ganz vernünftig und billig war.

Ich hatte Selim vorausgeschickt, um zu wissen, zu welcher Stunde ich Sr. Hoheit am wenigsten lästig seyn würde. Selim hatte ihn angeredet, als ob er selbst ein großer Herr wäre, und der Imam hatte geantwortet: »Dein Herr wird mir stets willkommen seyn, und wenn ich beschäftigt bin, so werde ich ihn ersuchen, mich eine kleine Weile zu erwarten. Die geeignetste Zeit für eine Unterredung, wie ich sie mit ihm zu haben wünsche, scheint mir indeß Abends nach dem Gebet zu seyn. Ich werde ihn also diesen Abend erwarten.«

In Folge dieser Einladung begab ich mich in die Citadelle. Der Imam war in seinem Divan. Um zu ihm zu gelangen, war ich durch einen großen Vorsaal gegangen, in welchem eine ganze Garnison war.

Sein Divan war im ersten Stockwerke. Als ich ankam, war der Imam im vertrauten Gespräch mit zwei Brüdern. Er stand auf, um mich zu empfangen, und gab mir dadurch den größten Beweis seiner Achtung.

»Ich danke Dir für deinen Besuch,« sagte er zu mir. »Ich hätte gewünscht, Dich früher zu sehen, denn ich habe Dir Vieles im Vertrauen zu sagen.«

Die Brüder des Imam entfernten sich. Er ließ Kaffee und eine Pfeife bringen; er selbst rauchte nicht. Die vornehmen Araber rauchen selten.

Aus Höflichkeit lehnte ich die Pfeife ab.

»Du kommst also von Abu-Arisch?« fragte er.

»Ja, Sidi.«

»Du hast dort, wie ich höre, viel Unangenehmes erfahren.«

»Ja, ich habe wirklich einiges Mißgeschick gehabt.«

»Der Spitzbube Hussein! er wollte also nicht nur das Land, sondern auch alle Menschen erobern! Du hast ihm bewiesen, daß ein Mann schwerer in Besitz zu nehmen ist als ein Königreich. Doch ich verzeihe ihm Alles, weil er klug und tapfer ist.«

»Und großmüthig,« setzte ich hinzu.

»Ja, sehr großmüthig; aber er weiß seine Zeit und seine Leute zu wählen, um großmüthig zu seyn.«

»Das ist ein Verdienst mehr.«

»Ich sehe wohl, daß Du deinem frühern Herrn nichts Uebles nachsagen willst, und dies gefällt mir an Dir. Aber Du hast Dich geweigert, Mitglied seiner Familie zu werden.«

»Ich bin ein Reisender,« erwiderte ich; »ich war nur zufällig in Abu-Arisch geblieben; ich hatte mich hauptsächlich in der Absicht länger verweilt, um den Einfluß Englands zu bekämpfen; denn England hat nichts Geringeres im Sinne, als das ganze Küstenland zu erobern und den Islam zu unterdrücken. Ich sah in Hussein einen Feind Englands. Mein Vater ist im Kampfe gegen die Engländer gefallen.«

»Wer war dein Vater?«

»Mein Vater war ein Pascha im Dienste Bonaparte's und hat mit ihm in Egypten gekämpft.«

»Und wo ist er gefallen?«

»In Spanien, auf dem Rückzuge von Vittoria.«

Der Imam wußte nichts von Vittoria und ich mußte ihm den Feldzug in Spanien mit kurzen Worten erklären.

»Hussein,« fuhr der Imam fort, »war nicht nur der Feind der Engländer, sondern in seinem Ehrgeiz hatte er auch Projecte gegen mich. Ich unternehme indeß nichts gegen ihn. Ein Krieg zwischen uns würde den Engländern sehr willkommen seyn; wir würden weit besser thun, uns die Hand zu reichen. Ach! wenn die Araber nicht uneinig wären, wie mächtig könnten sie in ihrer Eintracht seyn!«

»Das glaube ich auch. Hussein hatte wirklich die Absicht, Krieg gegen Dich zu führen, aber dieser Plan entstand nur durch die Ankunft deines Neffen.«

»Ja, ich weiß, daß sich mein Neffe nach Abu-Arisch geflüchtet hat, und Hussein hat wohl gethan, einen Brinzen gebührend zu empfangen. Es ist mir lieber, daß er dort ist. Ich wäre sonst gezwungen gewesen, ihn enthaupten zu lassen oder zeitlebens einzukerkern. Aber es wundert mich, daß er gemeinsame Sache macht mit einem Knaben, der gar keine Aussicht auf Erfolg hat und der selbst im Fall des Gelingens undankbar seyn würde.«

Der Imam hatte Recht, seine Provhezeiung traf bald ein. Ich hatte nichts zu antworten. Der Imam fuhr fort:

»Du hast seine Truppen gut organisirt, Du hast ihn gelehrt, wie man Kanonenkugeln gießt, Du hast seine Artillerie in guten Stand gesetzt: was hast Du dadurch gewonnen?«

»Das Glück, einem flugen, tapfern, edeln Manne nützlich zu seyn. Er würde statt meiner einen weit geschicktern Mann, der ihm wichtigere Dienste hätte leisten können, gefunden haben.«

»Hussein muß von Sinnen oder sehr schlecht berichtet

gewesen seyn, als er den Plan hatte, die Meerenge Bab-el-Mandeb abzusperren. Er würde dadurch ganz Arabien ruiniert haben.«

»Er glaubte die Engländer dadurch abzuwehren: aber sie würden ihn in seinem eigenen Lande blockirt haben; das rothe Meer würde verödet worden und das ganze Land Jemen würde ihn verwünscht haben. Hussein besitzt fast alle Hafenplätze in Jemen und kann uns in dieser Beziehung Gesetze vorschreiben; er würde besser thun, seinem Fanatismus zu entsagen und nicht nur den Handel mit England, sondern mit ganz Europa zu begünstigen; er sollte seine Brüder zwingen, die Eingeborenen und die Fremden besser zu behandeln. Statt den Leuten, welche die Moschee nicht regelmäßig besuchen, die Bastonade geben zu lassen, sollte er sie zur Arbeit anhalten. Der Fanatismus hat die Armuth im Gefolge, die Duldung hingegen führt zum Reichthum.«

Diese Bemerkung im Munde eines zugleich weltlichen und geistlichen Fürsten war mir auffallend. Er würde freilich zu keinem seiner Unterthanen, vielleicht auch zu keinem Mitgliede seiner Familie so gesprochen haben.

»Aber mich dünkt,« sagte er, »Du bist von Abu-Arisch nach Sana sehr lange unterwegs gewesen.«

»Ich war gezwungen, einen Umweg zu machen und mich nach Mokka zu begeben.«

»Wer hat Dich gezwungen, nach Mokka zu gehen?«

»Der Scherif, der mir seinen Sohn und seinen Neffen zu Begleitern gegeben und mich an seinen Bruder, den Scherif Heyder gewiesen hatte.«

»Und von Mokka hierher bist Du auf dem gewöhnlichen Wege geblieben?«

»Ja, ohne mich einen Schritt davon zu entfernen.«

»Aber wie bist Du durch das Gebiet der Aufständischen gekommen?«

»Ich bin, wie immer, gerade auf das Hinderniß losgegangen.«

»Was hat Dir der falsche Prophet gesagt?«

»Er hat mich durchgelassen, wie Du siehst.«

»Hast Du mit ihm gesprochen?«

»Ja, nachdem man mich eine Woche in Dschebla mit Gewalt zurückgehalten hatte.«

»Du warst also sein Gefangener?«

»Ja, so gut wie sein Gefangener, denn es war mir unterlagt, meine Reise fortzusetzen.«

»Wer hat Dir die Weiterreise gestattet?«

»Hassan selbst.«

»Wo hat er Dich gesehen?«

»In den Grotten von Maharraß.«

»Glaubst Du an seine höhere Sendung?«

»Ich glaube an seine Kühnheit.«

Der Imam sann eine kleine Weile nach.

»Das kann nicht so bleiben,« sagte er. »Glaubst Du wohl, daß er vor einigen Tagen die Kühnheit hatte, wie Du es nennst, bis auf drei oder vier Meilen von Sana vorzuzücken?«

»Ich habe es gehört; ich glaube sogar, daß er sehr arg gehaust hat.«

»Seit einem Jahre verwüstet er Alles; aber ich werde

meine Maßregeln nehmen, um dem Unwesen ein Ende zu machen . . . Man hält ihn für einen Zauberer.«

»Ich glaube nicht an Zauberei,« erwiderte ich lächelnd; »aber ich halte ihn für einen sehr klugen, gelehrten Mann, und unter deinem unwissenden Volk kann ein Gelehrter wohl für einen Zauberer gelten.«

»Ja,« erwiderte der Imam, »ich weiß, daß er mit Parisern in Berührung gewesen ist.«

Paris ist in den Augen der Araber das Sodom der neuern Zeit.

»Man könnte wohl in Versuchung kommen, ihn für einen Zauberer zu halten,« fuhr der Imam fort. »Vor sechs bis sieben Monaten nahm ich ihn gefangen und ließ ihn in ein sehr festes Gefängniß bringen. Aus diesem Kerker ist er entwischt, ohne daß ich erfahren konnte, wie er davongekommen ist.«

»Dies beweist noch nicht, daß er ein Zauberer sey; er hat wahrscheinlich unter der Wache einige Freunde gehabt, welche ihn entzwischen ließen.«

»Du glaubst also, er habe Freunde in meiner Stadt?«

»Ich weiß mir seine Flucht nicht anders zu erklären. Wer weiß ob er nicht in deiner Familie einen Freund hat.«

»Glaubst Du es?«

»Ich weiß es nicht; aber ist er nicht zugleich mit deinem Neffen entflohen?«

»Ja, Du hast Recht!« sagte der Imam; »Beide sind fast zu gleicher Zeit entkommen. Die Flucht Hassan's kann wohl mit der Empörung meines Neffen in Verbindung stehen . . . Aber,« setzte er nach kurzem Besinnen hinzu,



»warum ist mein Nefte nicht zu dem Mahadi gegangen, wenn er mit ihm einverstanden war?«

»Vielleicht wollte keiner von Beiden der Untergebene des Andern seyn.«

»Das ist möglich.«

»Und überdies,« setzte ich hinzu, »kann ein Bündniß zwischen Beiden, wenn sie auch getrennt sind, sehr wohl bestehen und sogar noch dauernder seyn, als wenn sie gemeinschaftlich handelten; denn falls der Eine von ihnen gefangen oder sogar hingerichtet würde, bliebe der Andere ungestört in seinem Wirkungskreise.«

»Du magst Recht haben. Uebrigens wird Dir bekannt seyn, daß er den Namen Hassan-el-Kebir erst seit kurzer Zeit angenommen hat.«

»Kennst Du seinen wahren Namen?«

»Nein, aber ich weiß, daß er aus einer Seitenlinie unserer Familie stammt. Jene Seitenlinie war vormals im Besiß der Herrschaft und wurde nachmals daraus vertrieben. Uebrigens danke ich Dir für die Vermuthung, welche Du ausgesprochen hast. Ich glaube, Du hast Recht, und werde den Wink benutzen. Ehe drei Monate vergehen, werde ich mit dem Mahadi fertig seyn, gleichviel ob er ein Zauberer ist oder nicht . . . Du hast jetzt Sana gesehen, Du bist durch sein Gebiet gereist, Du kennst einen Theil meiner Soldaten: glaubst Du, daß ich es mit Hussein aufnehmen kann?«

»Ja, wenn Du nicht das Opfer eines Verraths im Innern bist.«

»Komm mit mir,« sagte der Imam.

Er lehnte sich auf meinen Arm und wir gingen fort.

Die Slaven folgten uns, blieben aber so weit entfernt, daß sie unser Gespräch nicht verstehen konnten.

Er zeigte mir die Befestigungswerke seiner Citadelle, sein Arsenal und seine Paläste, deren jeder eine Feste war.

Alles dies hätte der europäischen Kriegskunst nur sehr kurzen Widerstand geleistet, aber die Vertheidigung war genügend gegen eine arabische Armee.

Ich sah gegen hundert gußeiserne und bronzene Kanonen, welche theils auf Raffen und theils ohne dieselben in einem Hofe der Citadelle aufgestellt waren. Diese Kanonen waren in England verfertigt und kamen von den Türken oder Egyptern, welche sie im Lande zurückgelassen hatten; ein Theil derselben mochte auch wohl von den Engländern geliefert worden seyn.

Von da begaben wir uns in die Schatzkammer. Diese war in einem unterirdischen Gewölbe, welches durch drei eiserne Thüren geschlossen war. Der Schlüssel mochte wohl fünfzig Pfund wiegen und wurde von zwei Slaven im Schlosse gedreht. Ein Slave ging mit einem brennenden Licht voran.

Das niedrige Gewölbe bestand aus drei Abtheilungen; in der einen war ein Haufen Gold, in der andern ein Haufen Silber, in der dritten ein Haufen Kupfer. Der ganze Vorrath mochte sich auf zehn bis zwölf Millionen belaufen.

Der Imam ist sehr reich, sein Privatvermögen wirft ihm eine jährliche Rente von mehr als zehn Millionen ab, und als regierender Fürstbezieht er mindestens das Doppelte. Bei seinem Regierungsantritte fand er alles in gutem Stande, so daß er die Staatsgelder nicht anzugreifen braucht. Was er

mir zeigte, war nicht sein Privateigenthum, sondern der Staatsschatz.

In derselben Feste befindet sich die Münze, er zeigte mir große Massen Gold und Silber.

„Unter uns,“ setzte er hinzu, „sind große Gewölbe, welche mehr als das Doppelte enthalten.“

Wir verließen dieses Gebäude und begaben uns in ein anderes, welches den Namen Dâr Nummer führt. Hier ist seine Residenz. Er zeigte mir seine Gemächer, welche zum Theil sehr kunstreich und prächtig geschmückt waren, wie die Alhambra zu Granada.

Diesem Palaß gegenüber war sein Harem, der mit schönen Gärten umgeben ist. Im Erdgeschoß befinden sich die Eunuchen und Gardien; im ersten Stock die rechtmäßigen Frauen und Favoritinnen; im zweiten die weißen und farbigen Slavinnen. Die Terrasse wird nur von dem Imam benutzt.

Zu jeder Wohnung und zu jedem Stockwerke führt eine eigene Treppe. Auch diese Terrasse hat ihre besondere Treppe, welche durch eine Weinlaube beschattet ist. Mitten auf der Terrasse ist ein Springbrunnen, welcher zugleich alle darunter befindlichen Wohnungen mit Wasser versorgt.

Der Garten zwischen den beiden Palästen hat mehre Kioske und Vogelhäuser; er wird nur von dem Imam und einer seiner Frauen besucht. Ein großes bedecktes Bassin dient als Badesaal, in welchem fünfzehn bis zwanzig Personen hinlänglich Platz finden.

Die Frauen haben in ihren Zimmern nicht die Aussicht in diesen Garten, aber auf der andern Seite haben sie einen in drei Abtheilungen geschiedenen Garten zu ihrer Verfö-

gung. Die eine Abtheilung ist für die rechtmäßigen Frauen, die zweite für die Favoritinnen, die dritte für die Sclavinnen bestimmt.

Alle diese Nachweisungen gab mir meine Negerin, welche ein Mittel gefunden hatte den Harem zu besuchen. Nach ihrer Schätzung hatte der Imam etwa hundert Frauen. Er hat nur zwei rechtmäßige Gattinnen am Leben, aber etwa fünfzehn Concubinen und achtzig Sclavinnen. Eine Georgierin von großer Schönheit gilt sehr viel bei ihm.

Gegen neun Uhr verließ ich den Imam. Er hatte im Gespräch mit mir das letzte Gebet vergessen.

Als ich nach Hause kam, fand ich eine ganze Gesellschaft, welche mich erwartete. Mein Besuch beim Imam machte mich zum Gegenstande dieser Aufmerksamkeit. Ich benahm mich gegen meine Besucher wie ein Höflichling und gab ihnen zu verstehen, daß ich allein zu seyn wünschte.

Am andern Morgen brach wieder ein furchtbares Gewitter aus, welches von eigenthümlichen Erscheinungen begleitet war. Es regnete Kröten und Reptilien.

Diese sonderbare Naturerscheinung dauerte eine halbe Stunde. Die Wahrsager prophezeiten alles mögliche Unglück.

Das erste Unglück, welches eintraf, war eine Legion Heuschrecken. Es ist bekannt welche furchtbare Verwüstungen die Heuschrecken im Orient verursachen. Man hörte sie von weitem wie einen heranbrausenden Sturm. Gegen Westen sah man eine ungeheure Wolke, welche den Windungen folgend heranzog. In wenigen Augenblicken befand man sich unter einem rauschenden, sich fortbewegenden dunkeln Ge-

wölbe, welches von Zeit zu Zeit, wenn es an die Spitzen der Minarets kam, zerriß und das Licht durchfallen ließ.

Die Heuschrecken kamen von Afrika und hatten auf ihrem Zuge von Westen nach Osten das rothe Meer und das Küstenland heimgesucht. Die Felder, Gärten und Berge um Sana waren buchstäblich mit Heuschrecken bedeckt.

Die Heuschrecken haben einen Anführer, wie die Kraniche, die wilden Gänse, die Termiten und alle Zugvögel. Die Araber essen sie; dies ist ein kleiner Ersatz für den Schaden, den sie thun. Die Zubereitung geschieht auf verschiedene Weise: man siedet sie oder trocknet sie an der Sonne oder im Ofen. Man bietet sie auf dem Markte feil.

Es gibt mehre Arten von Heuschrecken. Die als Leckerbissen am meisten geschätzte heißt Dscherad-Mucken. Dann kommt die fette Heuschrecke, welche man Dscherad-Seman nennt. Endlich die magere Heuschrecke, Dscherad-Scheisan genannt. Eine gewisse Art Heuschrecken, Dscherad-Sum, verursacht die Kolik.

Die Juden essen die Heuschrecken ebenso gut wie die Araber; aber auch unter dem Thiergeschlecht gelten die Heuschrecken als Leckerbissen; die Affen, Schweine, Hühner u. s. w. suchen sie begierig auf.

Die Araber sammeln sie in Körben und Säcken.

Sobald die Heuschrecke auf einem Acker kein Futter mehr findet, wandert sie weiter. Die Araber pflegen von der Heuschrecke zu sagen: Sie hat den Kopf des Pferdes, die Brust des Löwen, die Füße des Kamehls, den Leib der Schlange, und Hörner wie die Haare der Jungfrau.

Wir gestehen zu unserer Beschämung, daß wir diesen letzten poetischen Vergleich nicht verstehen.

Mitten in dieser öffentlichen Katastrophe widerfuhr mir eine Privatkatastrophe.

Selim verschwand. Seit unserer Ankunft in Sana hatte er mir von einigen Liebesabenteuern erzählt. Ich selbst hatte derlei Abenteuer bestanden; seitdem ich zu Kairo in Lebensgefahr gerathen war, ging ich mit großer Vorsicht zu Werke. Mein Haus stand den Damen offen, welche mich mit ihrem Besuch beehren wollten; aber ich hatte mir fest vorgenommen, keine Besuche dieser Art zu machen. Mit Selim war es anders, er war jung, kühn und unternehmend.

Was aus ihm geworden war? ich blieb acht Tage in Ungewißheit.

Am dritten Tage wandte ich mich in meiner Besorgniß an den Imam selbst. Er ließ ihn durch seine weibliche Polizei suchen.

Mohammed hatte mir das Verschwinden Selim's zuerst gemeldet. Ungeachtet der eifrigen Nachforschungen blieb Selim sieben Tage abwesend. Am achten Tage kam er wieder, aber in einem traurigen Zustande. Acht Tage im Bagno und vier Wochen Ramadan würden ihn weniger verändert haben.

Selim erzählte mir seine Geschichte, welche übrigens nur eine Wiederholung vieler andern Geschichten war. Man hatte ihn in einen Harem gelockt und mit verbundenen Augen hineingeführt. Die Dame war sehr schön und reich; drei oder vier Tage war Selim der glücklichste Mensch von der Welt gewesen. Dann war der Ueberdruß gefolgt. Die lange Einsperrung begann ihn zu beunruhigen und er hatte verlangt fortgelassen zu werden. Die gute Behandlung nahm auch ein Ende, er beklagte sich, man ließ ihn von vier Negern bewachen. Er war aber keineswegs leicht zu bändigen

und hatte sich zur Wehr gesetzt; man hatte ihn geschlagen, geknebelt und in einen sehr ungesunden Kellerraum gesteckt, wo er sich in Gesellschaft von Schlangen, Scorpionen und Taranteln befand. Er erwartete dort jeden Augenblick erschossen zu werden.

In diesem Kerker war er etwa zwei Tage und zwei Nächte geblieben, und man hatte ihm weder Speisen noch Trank gereicht.

Am dritten Tage hörte er leichte Fußtritte, welche sich der Thür seines Kerkers näherten. Dann wurde die Thür leise aufgeschlossen. Es war eine Negerin, welche Mitleid mit ihm hatte und ihn abholen wollte.

Ich war fest überzeugt, daß dieser schwarze rettende Engel zu der Polizei des Imam gehörte. Die Dame, welche mir meinen Diener entführt hatte, war nemlich die Nichte des Imam, eine sehr schöne, reiche junge Witwe. Der Imam, welcher fürchtete, es könne mir selbst ein Unglück geschehen, wenn ich plauderte, erzählte mir die ganze Sache und empfahl mir dringend das tiefste Stillschweigen.

Ich gab Selim den Rath, in Zukunft vorsichtiger zu seyn; aber er bedurfte meines Rathes nicht, nach fünf bis sechs Tagen war er bis auf eine hartnäckige Unpäßlichkeit völlig wieder hergestellt.

## Vorbereitungen zur Abreise. — Vertrag mit einem Karavanenführer.

Inzwischen verstrich die Zeit. Es war nicht zu verkennen, daß man mich bei dem Imam, wie früher bei Hussein und Heyder, sehr ungern abreisen ließ.

Ich hatte ihn zu wiederholtenmalen gesprochen, und jedesmal hatte sich das Gespräch um dieselben politischen Fragen gedreht. Diese Fragen waren die treulose Handlungsweise Hussein's gegen ihn und die Feindseligkeiten des Mahadi. Der Imam traf freilich Vorkehrungen, um den einen abzuwehren und den andern in seine Gewalt zu bekommen.

Eines Morgens wurde ich durch einen großen Lärm geweckt. Es war ein Aufstand zu Gunsten des Mahadi. Aber der Putsch hatte weiter keine Folge als die Hinrichtung von einem Duzend Aufständischer, unter denen ein Vetter des Imam.

Dieser Aufstand trieb ihn zur größten Thätigkeit an. Er glaubte sich allen in Sana anwesenden Mitgliedern seiner Familie anvertrauen zu können. Es kam vor allem auf rasches Handeln an. Seine Truppenmacht wurde vermehrt und das ganze Heer in drei Corps getheilt: das eine sollte das Land bewachen, und die beiden andern Corps sollten mobil



gemacht werden; während das eine den Mahadi im Süden zurücktreiben sollte, hatte das andere den Befehl, den Sche-  
rif Hussein im Theama zu überwachen.

Drei seiner Brüder erhielten den Befehl über die Truppen.

Er mochte fünfzig- bis sechzigtausend Mann unter den Waffen haben. Er wünschte mich in seine Dienste zu nehmen, aber ich lehnte es ab. Er wollte wenigstens meinen Rath. Ich bat ihn zu bedenken, in welchem Verhältniß ich zu Hussein gestanden, und mir aufrichtig zu sagen, ob jeder Rath, den ich ihm gegen meinen früheren Herrn geben würde, kein Verrath seyn würde.

„Ja, Du hast Recht,“ erwiderte der Imam; „ich finde deine Weigerung ganz gerechtfertigt und werde nicht in Dich dringen; ich hätte Dir freilich Vortheile bieten können, welche Dir Niemand geboten haben würde.“

„Wenn etwas im Stande gewesen wäre mich zu überreden, Sidi,“ sagte ich zu ihm, „so ist es deine Huld gegen mich; ich werde die wohlwollende Aufnahme, die ich hier gefunden, nie vergessen. Du weißt, daß dem Menschen schon vor der Geburt sein Geschick beschieden ist; was geschrieben steht, ist unabänderlich. Mein Geschick ist reisen, Entbehrung erdulden und Gefahren überwinden. Gib mir die Erlaubniß meine Reise fortzusetzen. Gott schütze Dich und lasse mein Geschick in Erfüllung gehen.“

Aber es war nicht genug, die persönliche Zuneigung des Imam zu erwerben, ich mußte auch das Vertrauen seiner Umgebungen gewinnen. Meine Handlungsweise, die er aufrichtig und offen fand, schien seinen Räthen falsch und arg-

listig; sie suchten mich als einen Agenten Hussein's, Hender's, sogar des Mahadi darzustellen.

Das kalte Benehmen, welches der Imam eine Zeit lang gegen mich annahm, entging mir nicht. Was am Hofe zu Sana vorging, war keineswegs neu für mich, es war eine Wiederholung der Intriquen am Hofe zu Abu-Arisch; ich fand dieselben äußeren Einflüsse, aber auch dasselbe unerschütterliche Wohlwollen von Seite des Fürsten.

Endlich ließ er mich kommen.

»Du willst mich also wirklich verlassen?« fragte er.

»Ja, Sidi, ich bin mehr als einen Monat bei Dir; die Zeit vergeht, die Stunden des Reisenden sind gezählt und ich sollte schon im Lande Mareb seyn.«

»O, ich habe Dir schon oft gesagt,« erwiderte der Imam, »daß es mir lieber wäre, wenn Du bei mir bliebest.«

»Ich würde gern bleiben,« sagte ich, »aber urtheile selbst: ich will das indische Meer erreichen, ich muß die ganze Wüste durchziehen, und je länger ich warte, desto größer wird die Hitze.«

»Du mußt in der Nacht reisen, die Nächte sind kühl. Aber davon ist nicht die Rede; ich habe nie die Absicht gehabt, deinem Willen hinderlich zu seyn; ich wünschte Dich zu überzeugen, daß Du dein Glück machen, eine glänzende Stellung erlangen und Dir Freunde erwerben könntest. Was kann ich jetzt für Dich thun?«

»Für mich? Nichts. Du hast mehr gethan, als ich erwarten konnte. Ich werde mich der ersten nach Mareb abgehenden Karavane anschließen, ich bitte Dich nur um einen Leßkeret (Reisepaß).«

»Erlaube mir wenigstens, daß ich Dir deine Reisege-  
fährten und deinen Führer wähle.«

»Ich nehme es mit Dank an,« antwortete ich.

Er schlug in die Hände.

»Man hole den Kaufmann Abu-Befr-el-Doani,« sagte er, »er muß im großen Karavanserai seyn . . . Unterdeffen,« setzte er, sich wieder zu mir wendend, hinzu, »wollen wir miteinander reden; ich habe Dir noch Manches zu sagen.«

Wir kauerten uns nieder.

»Du beschäftigst Dich mit Arzneikunde? Dies wird Dir in der Wüste trefflich zu Statten kommen. Hast Du europäische Arzneien bei Dir?«

»Ich habe eine kleine Reiseapothek.«

»Willst Du sie mir zeigen?«

Ich rief Selim und befahl ihm, meinen Medicinkasten zu bringen.

»Ist dies der kühne Abenteurer?« fragte der Imam, indem er meinem Diener nachschaute.

»Ja, er ist es.«

»Kannst Du Dich auf ihn verlassen?«

»Wie auf mich selbst.«

»Und sind deine übrigen Diener zuverlässig?«

»Ich habe nur noch einen Diener, der wohl nicht so muthig und klug wie Selim, aber mir eben so treu ergeben ist.«

»Du hast aber auch eine Negerin. Was willst Du auf einer solchen Reise mit ihr machen? Sie wird Dir sehr lästig seyn.«

»Auf der Reise,« entgegnete ich, »ist weibliche Pflege

viel werth. Die Negerin ist überdies an die Hitze gewöhnt, denn sie ist aus Sudan gebürtig, sie dient mir seit beinahe zwei Jahren und kennt alle meine Bedürfnisse, ohne daß ich nöthig habe, dieselben auszusprechen, und ihr Aeußeres ist nicht geeignet, die Araber, durch deren Gebiet wir ziehen, anzulocken. Es wird daher, wie ich hoffe, alles gut gehen. Ueberdies würde ich ihr, wenn sie die Strapazen der Reise nicht aushalten könnte, die Freiheit geben und sie in irgend einer Stadt zurücklassen.“

»Warum verkaufft Du sie nicht hier?«

»Sidi,« erwiderte ich, »wir Europäer kaufen wohl zuweilen Slavinnen, aber wir verkaufen nie welche.«

»Du bist aber ein Muselmann . . .«

»Ich bin an Gammar gewöhnt und würde fürchten, daß sie einen schlechten Herrn bekomme.«

Inzwischen kam Selim mit der Reiseapotheke. Ich öffnete sie und wir betrachteten jedes Fläschchen. Der Imam fragte, wozu jede Arznei nützlich sey und ich antwortete so gut als ich konnte. Uebrigens waren die Fläschchen zum Theil fast leer, da ich seit meiner Abreise aus Kairo keine Gelegenheit gefunden hatte, sie wieder zu füllen.

Am meisten wurde seine Aufmerksamkeit durch Chinin, durch das flüchtige Laugensalz, durch B.ausepulver, durch Casomel, Brechweinstein und andere Medicamente erregt. Er fragte mich, ob ich ihm nicht einen kleinen Theil meines Schatzes geben könne.

»Wir wollen theilen was ich habe,« sagte ich, »zu Mascate werde ich vielleicht Gelegenheit finden, meine Vorräthe wieder zu ergänzen.«

Er ließ kleine Fläschchen bringen, in welche ich die verschiedenen Medicamente schüttete.

Der Imam machte kleine Zettel und schrieb eigenhändig die Namen der Medicamente, die Gebrauchsweise und die Krankheiten, gegen welche sie gebraucht werden, auf.

Eine Sache lag ihm, wie allen Orientalen, ganz besonders am Herzen: ich hätte diesen Wunsch nur erfüllen können, wenn ich unter meinen Fläschchen das Elixir der ewigen Jugend gehabt hätte. Ich hatte nur einen schwachen Ersatz dafür zu bieten, nemlich Cantharidenpulver und Extract. Ich gab ihm Beides mit der Weisung, nur in sehr kleinen Dosen davon zu nehmen. Aus dem Pulver machte ich ihm kleine Pillen von einem halben Gran; wenn diese zu Ende wären, sollte er von dem Extract zwei Tropfen in den Kaffeh thun.

„Aber,“ entgegnete er, „wie häuslicherisch ich auch mit meinen Pillen und Tropfen umgehe, es wird doch eine Zeit kommen, wo ich keine mehr haben werde; sage mir daher, wie es heißt, damit ich in Indien oder Kairo kaufen lassen kann.“

Ich schrieb ihm den Namen dieses kostbaren Medicamentes auf.

Als ich eben den Zettel geschrieben hatte, wurde Abubefr-el-Doani gemeldet. Er war ein Kaufmann aus dem Lande Doan, wie sein Name anzeigte. Er trieb Handel zwischen Sena und der Stadt Doan, welche etwa fünfundzwanzig Tagereisen östlich von Sana liegt. Der Weg, den er zu nehmen pflegte, ging durch das Land Mareb und die Wüste.

Da solche Reisen nicht anders als in Karavanen unternommen werden können, so kam der fremde Handelsmann immer zu gewissen Zeiten nach Sana. Die Karavanen bestanden gewöhnlich aus zwei- bis dreihundert Kamehlen, welche natürlich den verschiedenen Kaufleuten gehörten.

Der Imam hatte eine Unterredung mit ihm.

»Hier,« sagte er zu ihm, »stelle ich Dir einen Freund vor, an dessen Wohlergehen ich den lebhaftesten Antheil nehme und den ich Dir dringend empfehle. Er wünscht dein Heimatland zu besuchen; ich glaube, daß ich ihn keinem bessern Schutz als dem deinigen anvertrauen kann, denn ich kenne Dich seit langer Zeit und Du stehst in gutem Rufe.«

»Sidi,« antwortete der Kaufmann, »ich fühle mich durch dein Vertrauen sehr geehrt; ich werde mich deines Freundes annehmen, als ob er mein Bruder wäre, und übernehme jede Verantwortung. Die Reise wird allerdings sehr unangenehm, ermüdend und sogar nicht ohne Gefahren seyn, aber mit Gottes Hilfe werden wir alle Schwierigkeiten überwinden.«

»Mit Hilfe Gottes und der Freimaurer,« setzte der Imam hinzu.

Der Kaufmann fing an zu lachen.

»Dieser Türke,« sagte er, auf mich zeigend, »ist nicht so weit hergekommen, ohne sie zu kennen.«

»Ist das wahr?« fragte mich der Imam, »bist Du mit den Freimaurern bekannt?«

»Ja,« antwortete ich, »ich habe in Europa viel von ihnen gehört, aber ich wußte nicht, daß sie in Arabien vor-

handen sind. In Europa haben sie einen moralischen und politischen Zweck; welchen Zweck haben sie hier?«

»Die Unordnung,« sagte der Imam.

»Es gibt hier also viele im Lande?« fragte ich.

»Sprich nicht davon; das Land Yemen ist übersüllt von ihnen, und selbst in der Wüste treiben sie sich umher.«

»Wie! die Wüste ist also bevölkert?«

»O ja, sehr bevölkert; sie ist voll von Dajen, voll von großen Städten, deren Bewohner weder Treue noch Glauben haben und alle Leute beunruhigen, ausgenommen ihre eigenen Brüder, die Freimaurer . . . Du mußt Freimaurer seyn,« sagte er zu dem Kaufmann.

Dieser läugnete.

»Ich weiß, daß Du Freimaurer bist, Du hättest deine Reisen sonst nicht machen können. Aber im Lande Dschoff werdet Ihr keine Freimaurer finden, sondern nur feindselige, herumziehende Araberstämme. Im Lande Mareb werdet Ihr ebenfalls heidnisches Raubgesindel finden, welches die Moslem haßt, und im Lande Mehm werdet Ihr meine persönlichen Feinde finden.«

»Das ist wahr, Sidi; aber ich habe als einfacher harmloser Kaufmann viele Freunde unter jenen Stämmen, welche zwar ganz unabhängig sind und stets auf Krieg und Raub ausgehen, aber man kann sich doch immer mit ihnen verständigen. Die Noth zwingt sie, sich die ihnen fehlenden Lebensbedürfnisse zu verschaffen; sie plündern den Reisenden aus und er findet oft sogar seinen Tod, wenn er sich zur Wehre setzt. Aber wenn der Reisende so klug ist, ihnen mit dem Zeichen des Friedens und einem angemessenen Geschenk entgegenzugehen,

so lassen ihn die Volksstämme nicht nur durch, sondern nehmen ihn sogar unter ihren Schutz und geben ihm Führer mit, welche ihn den Nachbarn empfehlen. Es liegt an dem Reisenden, die Empfindlichkeit derer, mit denen er lebt, nicht zu verletzen.«

»Worin besteht diese Empfindlichkeit?« fragte der Imam.

»Der Reisende darf weder zeichnen noch Notizen schreiben; er muß die verbotenen Orte meiden. Ich sage dies zum Besten deines Freundes, der mir ganz wie ein Gelehrter aussieht, und als Gelehrter ist er natürlich auch neugierig. Bei uns muß man sehen ohne zu schauen und hören ohne zu lauschen.«

»Aber,« sagte der Imam, »wenn man das Doppelte zahlt, wird man vielleicht die Erlaubniß bekommen, Notizen zu schreiben und zu zeichnen.«

»Nein, das darf man sich nicht einfallen lassen; einen Reisenden, der das thäte, würde ich selbst nicht mehr schützen können und würde vielleicht selbst allen Schutz verlieren.«

»Sey nur ruhig, der Hadschi wird weder sich selbst noch Dich in Gefahr bringen.«

»Ja,« setzte ich hinzu, »Du kannst ganz unbesorgt seyn. Aber man wird mir doch erlauben, einige Pflanzen zu pflücken?«

»O ja, Pflanzen kannst Du so viel mitnehmen als deine Kamehle tragen können. Du wirst Hatschisch und Drinn in Menge finden, außerdem auch Nabak.«

»Jede Arbeit,« sagte der Imam, »ist ihres Lohnes werth. Was verlangst Du, um den Hadschi zu begleiten?«



»Bis wohin, Sidi? Bis nach Doan?«

Der Imam wandte sich zu mir.

»Gehst Du bis nach Doan?« fragte er mich.

»Es ist möglich, aber bis nach Mareb gehe ich ganz gewiß.«

»Aber Mareb ist nur fünf bis sechs Tagereisen von Sana,« entgegnete der Karavanenführer, »und von Dir empfohlen habe ich für einen so kleinen Dienst keinen Lohn zu fordern.«

Der Imam, welcher gewohnt war, Alles umsonst thun zu lassen, schien die Richtigkeit dieser Antwort anzuerkennen; aber ich war mit dieser Antwort nicht zufrieden.

»Nun, da Du es durchaus nicht anders willst,« sagte Abu-Bekr, »wenn wir zu Mareb sind, kannst Du mir geben was Du willst.«

»Nein,« erwiderte ich, »ich will mit Dir einen schriftlichen Vertrag machen.«

»Setzst Du denn Mißtrauen in mich?«

»Nein, aber es kann mir ein Unglück begegnen; es ist besser, alle Vorsichtsmaßregeln zu nehmen. Ueberdies bin ich nicht allein.«

»Wie! Du bist nicht allein?«

»Nein, ich habe zwei Diener und eine Negerin bei mir.«

»Aus wie vielen Kamehlen besteht dein Gefolge?«

»Aus vier Kamehlen.«

»Hast Du keine Pferde oder Maulthiere bei Dir?«

»Ich glaube nicht, daß sich diese Thiere zur Reise durch die Wüste eignen.«

»Soll ich Dir die Kamehle liefern oder hast Du sie?«

»Ich habe keine mehr, die meinigen sind todt; aber ich werde welche kaufen.«

Seine Kamehle waren wirklich nach der Ankunft in Sana an Erschöpfung gestorben.

»Ich gebe die Kamehle her,« sagte der Imam.

Der Karavanenführer schüttelte den Kopf.

»Du lehnt es ab?« sagte der Imam.

»Ja,« antwortete Abu-Befr, »deine Kamehle sind zu gut genährt; es sind Kamehle für die Stadt; sie schreien, wenn man sie beladet, und würden die ganze Karavane in Gefahr bringen.«

»Gut, ich will Dir die Kamehle abkaufen,« sagte der Imam; »Du lieferst dem Hadschi die vier besten, welche Du finden kannst.«

Der Karavanenführer schnitt ein Gesicht; er wollte lieber mich als den Imam zum Schuldner haben.

Der Imam bemerkte es und sah mich lachend an.

»Diese Spigbuben von Beduinen,« sagte er zu mir, »haben kein Vertrauen zu uns. Wir vergelten ihnen Gleiches mit Gleichem. . . Wie viel verlangst Du für die vier Kamehle?«

»Fünfhundert Talaris.«

»Mit Inbegriff deines Schuhs?«

»Nein, wenn Du meinen Schuß bezahlen willst, so mußt Du so viel dafür geben als er werth ist.«

»Aber deine Kamehle sind zu theuer,« erwiderte der Imam. »Ich will einen meiner Slaven auf den Markt schicken und für fünfzig bis sechzig Talaris wird er mir Kamehle kaufen, welche so gut sind wie die deinigen.«

Der Karavanenführer schüttelte den Kopf.

»Meine Kamehle,« sagte er, »haben die Reise acht- bis zehnmal gemacht; sie kennen den Weg, wissen wo Halt gemacht wird, finden die Cisternen, wittern die Gefahr. Meine Kamehle sind doppelt so viel werth als andere, abgesehen davon, daß sie doppelt so starke Tagreisen machen und nöthigenfalls ihren Reiter retten.«

»Nun gut,« sagte der Imam, »ich gebe Dir vierhundert Talaris für deine vier Kamehle.«

Abu-Bekr sah mich fragend an. Ich gab ihm durch einen Wink zu verstehen, er möge den Antrag annehmen.

»Gut, es sey,« sagte er, »es bleibt dabei, ich bekomme vierhundert Talaris.«

Der Imam rief seinen Khasnadar und gab ihm Befehl, die vierhundert Talaris in meiner Gegenwart aufzuzählen.

Die Summe wurde sogleich in meiner Gegenwart erlegt und der Karavanenführer stellte einen Empfangschein aus, den der Imam mir übergab.

Der Karavanenführer steckte sein Geld ein, nachdem er genau untersucht hatte, ob die Douros nicht beschnitten oder durchlöchert wären, und ob sich auf den Maria-Eherestenthalern die bekannten Punkte finden.

Er fand etwa ein Duzend Geldstücke, welche nach seiner Meinung mangelhaft waren und welche er dem Imam zurückgab.

Dieser betrachtete sie ebenfalls, erklärte sie für voll- wichtig und verlangte, daß der Karavanenführer sie be- halte.

»Für Dich,« entgegnete der Letztere, »haben sie den Werth, den Du ihnen beilegst, für mich hingegen sind sie ganz werthlos.«

Der Imam ließ ihm andere geben.

Dann rief er seinen Fakih und befahl ihm den Vertrag zu schreiben.

Der Karavanenführer fühlte sich durch alle diese Vorsichtsmaßregeln sehr beleidigt.

»Du hältst mich also für einen unredlichen Menschen! ich büрге ja mit meinem Kopf für deinen Freund, und es wird ihm nichts geschehen.«

»Das ist recht gut; aber wo sollte ich Dich finden, wenn ihm ein Unglück begegnete?«

»Würde Dir mein Versprechen etwa größere Sicherheit bieten?«

»Deine Unterschrift würde in diesem Falle in deine Heimat geschickt werden und deinen Landsleuten beweisen, daß Du ein Schuft bist.«

Dann dictirte der Scherif seinem Fakih:

»Der Unterzeichnete Hadschi-Abd'-el-Hamid erklärt, daß er die Absicht hat, sich von Sana nach Mareb zu begeben, wobei es ihm freistehen wird, sich auch von Mareb nach Doan zu begeben. Zu seinem Führer und Beschützer nimmt er Abu-Befr-El-doani, welchem er verspricht, sich nach den Sitten und Gebräuchen der zu durchwandernden Länder zu richten. Für diesen Schutz erhält Abu-Befr-El-doani die Summe von zehn Talaris . . .«

Abu-Befr unterbrach den Imam mitten im Dictiren.

»Zehn Lalaris!« sagte er beleidigt, »das ist nicht vernünftig. Eine solche Kleinigkeit für einen Mann, den der Imam von Sana seinen Freund nennt!«

»Wäre es Dir etwa lieber, wenn ich ihn meinen Feind nennte?« sagte der Imam.

»Warum gestattest Du deinem Freunde nicht, seine Angelegenheiten selbst abzutun?«

»Ja, das würde besser in deinen Kram passen, nicht wahr?«

Und der Imam wiederholte: »Zehn Lalaris . . .«

»Aber Sidi,« unterbrach ihn der Araber von Neuem, »Du wirst mir doch einen Kastan schenken?«

Der Imam, welcher an derlei Geschenke gewöhnt ist, hat immer einen Vorrath von fertigen Kastanen zu verschiedenen Preisen.

»Gut,« sagte er, »Du sollst einen Kastan haben.«

Er wiederholte: »Zehn Lalaris.«

Man setzte das Datum unter den Vertrag, welcher durch mein und des Imams Siegel bekräftigt wurde. Endlich drückte auch der Haki, der die Schrift aufgesetzt hatte, sein Siegel darunter.

Nun hatte auch der Karavanenführer seine Erklärung zu verfassen. Es war das Gegenstück zu der meinigen. Da er nicht lesen konnte, so las man ihm die Schrift vor.

»Warte, Sidi,« sagte er, als er die Schrift kennen gelernt hatte, und entfernte sich.

»Du siehst,« sagte der Imam zu mir, »der Kerl traut uns nicht; er holt einen Bekannten, der lesen kann.«

Bald darauf kam Abu-Bekr-El-doani wirklich in Begleitung seines Correspondenten zurück.

Keiner von Beiden schien durch sein Mißtrauen im mindesten verlegen zu seyn.

Abu-Bekr ließ die beiden Schriftstücke von seinem Correspondenten lesen, um zu wissen, ob meine Erklärung mit der seinigen übereinstimme.

Nur ein Ausdruck verlegte ihn: in beiden Schriftstücken hieß es, der Schutz werde durch die Summe von zehn Thaler erkauf't.

»Die Araber,« sagte er, »lassen sich als Führer bezahlen, aber ihren Schutz gewähren sie unentgeltlich. Man setze daher auf den Teskeret, den ich erhalte, zehn Thaler als Wegweiser, mit dem Bemerkten, daß ich ihn umsonst in meinen Schutz nehme.«

Nach einem ziemlich langen Wortwechsel war man genöthigt, die Aenderung des Textes vorzunehmen und die Erklärung nach Abu-Bekr's Willen zu verfassen.

Die Siegel wurden beigedrückt. Der Correspondent wurde ausdrücklich ersucht, auch das seinige unter die Schrift zu setzen.

Unsere Abreise sollte binnen acht Tagen stattfinden.

Der Imam ließ ihm den versprochenen Kasten geben. Dieser war indeß von schwarzem Tuch.

»Ich danke Dir,« sagte Abu-Bekr zu dem Imam; »aber da nur die Christen und Juden den schwarzen Kasten tragen, so wird man in Donan sagen, ich hätte meinen Glauben abgeschworen, und die Weiber und Kinder werden mich steinigen.«

Der Imam lachte und ließ ihm einen grünen Kas-  
tan geben.

Dies war die Farbe des Propheten und Abu-Bekr  
konnte nichts mehr dagegen einwenden. Er hätte freilich  
gern einen rothen Kasan gehabt; aber da er weder Gene-  
ral noch Minister war, so hielt es der Imam nicht für an-  
gemessen, ihm diese Auszeichnung zu bewilligen.

## Geschenke und Gegengeschenke. — Abschied von dem Imam. — Abreise von Sana.

Als ich wieder zu Hause war, erhielt ich eine neue Botschaft von dem Imam. Er schickte mir verschiedene Lebensmittel auf die Reise: Kaffee, Zucker, Backwerk, Mehl u. s. w. nebst hundert Beuteln, d. i. etwa zweitausendfünfhundert Francs.

Diese Beutel sind kleine, mit dem Staatsfiegel geschlossene Leinwandsäcke.

Unter den Geschenken befanden sich auch fünf bis sechs Flaschen vortrefflichen Essigs.

Ein besonderes Zeichen seiner Huld und Gewogenheit war ein sehr schöner rother, mit Gold gestickter Kasten, welcher mir nebst einigen Stücken Rankin und Musselin übergeben wurde. Endlich brachte man mir ein sehr schönes, vollständig aufgezümmtes Dromedar, welches nach der Versicherung des Negers, der mir es brachte, zwanzig Lieues ohne Unterbrechung und in weniger als fünf Stunden zurücklegen konnte.

Dies war ein sehr schönes Geschenk, welches mich in große Verlegenheit setzte. Ich hatte für den Imam nichts gethan und wußte nicht was ich ihm anbieten konnte; er besaß ja ohnehin alles im Ueberfluß.

Ich hatte eine prächtige Repetiruhr, ferner eine kleine



Genfer Spieluhr, einige schöne Doppelflinten und eine arabische Landkarte. Ich nahm die Repetiruhr, die Spieluhr, die schönste Doppelflinte und die Landkarte und schickte alles durch Selim an den Imam. Zugleich legte ich einige Schachteln mit Zündkapseln bei, weil man dieselben nur in Aden und Kairo findet. — Die Kapseln werden von den Arabern Affrit (Teufel) genannt.

Der Imam schickte mir meine Flinte dankend zurück und ließ mich um eine Lanzette ersuchen. Ich schickte ihm sogleich ein Besteck, in welchem sechs Lanzetten waren.

Unglücklicherweise wußte er sich derselben nicht zu bedienen. Am andern Morgen ließ er mich rufen.

»Hädschi,« sagte er zu mir, »Du hattest mir eine Flinte geschickt, welche Dir auf der Reise weit nützlicher seyn kann als mir; ich habe Gewehre jeder Art. Ich ließ Dich um eine Lanzette ersuchen, Du hast mir sechs geschickt. Jetzt möchte ich wissen, wie man sich derselben bedient.«

»Laß Jemanden kommen,« erwiderte ich, »und ich werde Dir zeigen, welchen Gebrauch man davon macht.«

»Nein,« sagte er, »mache den Versuch an mir selbst.«

»Wie,« erwiderte ich, »ich soll Dir eine Ader öffnen?«

»Ja, wenn Du willst.«

»Du bist ja nicht krank, warum sollte ich Dir Blut lassen? es könnte Dir schaden.«

»Gut, dann lassen wir's. Aber zeige mir wie man zur Ader läßt.«

Ich hatte immer eine rothe Aderlaßbinde bei mir; ich band sie ihm um den Arm, und als die Adern hervortraten, zeigte ich ihm die drei Hauptvenen, welche man ohne Bedenken öffnen kann.

Ueber die Uhr war er sehr erfreut: Ich zeigte ihm, auf welche Art man die Uhr repariren lassen oder auch nach Belieben das Schlagwerk absperrern konnte.

Fast noch mehr Vergnügen machte ihm die Spieluhr. Ich zeigte ihm wie man sie aufzog und ließ die drei Stücke spielen. Er rief nun alle seine Hofleute, und das Experiment wurde in Gegenwart von etwa zwanzig Personen wiederholt; dann schickte er die Spieluhr in seinen Harem.

Es blieb mir nun nichts mehr übrig, als ihm für seine Güte zu danken. Die Aufnahme, welche ich nach meinem langen Aufenthalte zu Abu-Arisch bei ihm gefunden, übertraf in der That Alles was ich von ihm erwartet hatte.

„Weißt Du wohl,“ jagte er, „daß der Mahadi einen neuen Zug ins Gebirg unternommen hat? Meine Truppen sind ausgerückt, und wenn Du nur noch acht Tage hier bleibst, so würde ich Dir wahrscheinlich viel Neues zu erzählen haben. Der Bandit muß Flügel haben: wenn ich glaube, er sey im Westen, so ist er im Osten; ich glaube am Ende, daß er wirklich ein Zauberer ist und sich verdoppeln kann. . . Auch der Scherif Hussein nimmt eine drohende Haltung gegen mich an. Man hat unlängst einen Spion angehalten, welcher Briefe vom Scherif und von meinem Neffen an den Mahadi hatte. Diese Briefe beweisen, daß sie mit ihm gemeinsame Sache gemacht haben. Es ist klar, daß wir binnen einem Monate mit Hussein Krieg haben werden; während mich der Mahadi im Süden angreift, wird er von Westen, Norden und Osten anrücken.“

Alle diese vertraulichen Mittheilungen machte mir der Imam mit leiser Stimme. Die Umstehenden zogen sich überdies zurück, als sie sahen, daß er mit mir zu reden hatte.

Auf alle diese Pläne des Mahadi und des Scherifs Hussein hatte ich nichts zu antworten; die eingegangenen Nachrichten verdoppelten indeß meinen Wunsch, sobald als möglich abzureisen.

Der Imam, welcher sah, daß ich seine Mittheilungen nur mit einer stummen Verbeugung erwiderte, merkte meine Verlegenheit und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

»Wann wirst Du abreisen?« fragte er.

»Am Freitage nach dem Abendgebet.«

»Du hast also Abu-Bekr wieder gesehen?«

»Er kam diesen Morgen zu mir und forderte mich auf, mich reisefertig zu machen. Ich habe jetzt alle meine Vorkehrungen getroffen.«

»Es ist gut komm morgen wieder und hole deinen Paß.«

Diese Zusammenkunft bot ihm Gelegenheit, mir am folgenden Tage neue Höflichkeiten zu erweisen.

Als er mir meinen Leskeret eingehändigt hatte und ich eben Abschied von ihm nehmen wollte, kam ein Eilbote.

Der Bruder des Imam war mit dem Mahadi handgemein geworden. Nach einem hartnäckigen Kampfe hatten sich die Truppen des Mahadi zurückgezogen; sie hatten viele Todte auf dem Platz gelassen, aber auch ihren Gegnern großen Schaden gethan. Man verfolgte den Mahadi in den Gebirgen.

Ich hatte nicht den Muth, dem Imam einen glücklichen Erfolg zu wünschen. Der Mahadi war allerdings ein fal-

scher Prophet, der die leichtgläubige Menge absichtlich täuschte, aber er war ein Mann von seltener Begabung und reich an Kenntnissen.

Der Tag der Abreise kam.

Der Imam wollte mir von einigen Mitgliedern seiner Familie das Geleite bis vor die Stadt geben lassen. Ich gab ihm zu bedenken, daß er mir dadurch in den Augen meiner Reisegefährten mehr Ehre erweisen würde, als ich verdiente, und überdies wollte ich bei dem Antritt der Reise in die Wüste durchaus keine wichtige oder glänzende Rolle spielen.

Der Imam fand mein Bedenken ganz gerechtfertigt.

»Aber ehe wir uns trennen,« setzte er hinzu, »müssen wir Brot und Salz mit einander theilen.«

Er ließ sogleich einige Schüsseln mit kaltem Fleisch, Obst und Backwerk kommen.

Alles dies war ungemein zierlich und geschmackvoll, ich hatte auf meiner Reise nach Jemen noch nichts Aehnliches gesehen.

Als wir gegessen und Kaffee getrunken hatten, umarmten wir uns nach arabischer Sitte. Der Imam empfahl mich dem Schutze Allah's und wünschte mir alles mögliche Glück.

Beim Abschied nahm er mir das Versprechen ab, ihm sogleich nach meiner Ankunft in Mareb zu schreiben, und warnte mich noch einmal vor den Freimaurern.

Seine Söhne und Brüder, welche in unserer Gesellschaft gegessen hatten, begleiteten mich bis vor das Haus.

In meiner Wohnung fand ich alle meine Bekannten von Sana. Unter ihnen befand sich auch der Bezier, welcher

mich erwartete, um dieselben Arzneien, welche ich dem Imam gegeben, von mir zu verlangen.

Meine Antwort war ganz einfach: ich hätte dem Imam Alles gegeben.

Gegen Abend kam der Karavanenführer zu mir und zeigte mir an, daß die Dromedare um acht Uhr vor meiner Thür seyn würden.

Der Imam hatte ihn noch einmal zu sich kommen lassen und mich ihm wieder sehr angelegentlich empfohlen.

Um halb neun Uhr waren die Kamehle beladen, und um neun Uhr verließen wir die Stadt. Vor dem Thore erwartete uns die aus zweihundert Kamehlen bestehende Karavane. Es wurde mitten unter Flintenschüssen und Weibergeschrei noch einmal Abschied genommen und der lange Zug setzte sich in Bewegung.

Vier Tage nachher verließen wir das glückliche Arabien bei Kasr-el-Nad und betraten die Wüste.

E n d e.

Druck und Verlagsort: Sommer in Wien.





